

In die weite Welt

Erzählung aus der Urschweiz von Josef von Matt Stans 1901-1988
mit Bildern von Marianne Borgula-Christen Kriens 1930-2021

Nidwaldner Kalender 1980

Eine Klarsicht in die Berge, wie sie nur der Herbst zustande bringt. Die Alpweiden noch in saftigem Grün, die Wälder wie dunkle Polster an die Hänge geklebt, darüber die Erlen und das Gestrüpp bis an die Felsen, und obenan die mächtigen Häupter mit dem ewigen Schnee gleissen und schimmern bis ins klare Blau des Himmels hinein. Von den Zacken im Osten bis zu den gewaltigen Brocken der Berner- und Wallisergipfel, eine ungetrübte Schau der Pracht, der Herrlichkeit, ein unerschöpfliches Staunen.

Auf dem weiten Platz vor dem Berghotel beginnt schon ein eifriges Hasten. Nicht leichtfüssige Serviertöchter und Kellner in weissen Jacken eilen umher. Männer in Sporthosen mit grellfarbigen Hemden schleppen Kabelrollen her, legen Leitungen aus, bringen Kisten und Kasten aus der Bergstation der Luftseilbahn, sperren die Hälfte der Terrasse und stellen Plakate auf: «Durchgang verboten! Bitte Ruhe!»

Unterdessen kommen die ersten Sonntagsausflügler, bestaunen die Berge. Trachtenmädchen sind dabei, stämmige Männer in bestickten Blusen und Tellerhüten, auf denen Silberplaketten in der Sonne glitzern. Auch Musikinstrumente werden hergetragen, Klarinett, Posaune und Bass. Die Trachtenleute und die Musikanten setzen sich an die Tische und rufen nach kühlem Weisswein, pflegen damit ihre Stimme und Stimmung für das Morgenkonzert, das in den Radioprogrammen in grosser Aufmachung angekündigt ist.

Die Herren aus dem Studio mit Mappen unter dem Arm und Blättern in der Hand eilen von Tisch zu Tisch, versammeln die Gruppen zu den Mikrofonproben, ändern die Aufstellung, wägen die Stimmen und Klänge, bis dann zur anberaumten Stunde das erste Jodellied erklingt, hell und froh in die reine Luft hinauf. Wenn die Radio-Herren auch eine gewisse Nervosität nicht verbergen können, die Jodler stehen in ihrem

Kreis in bewundernswerter Ruhe und auch Lukas, der einheimische Sprecher, ist keineswegs zappelig. Vergnügt und munter spricht er die verbindenden Texte zwischen den klangvollen Darbietungen im heimeligen Dialekt, von dem er weiss, dass er weit herum in der Schweiz in vielen Stuben gern gehört wird.

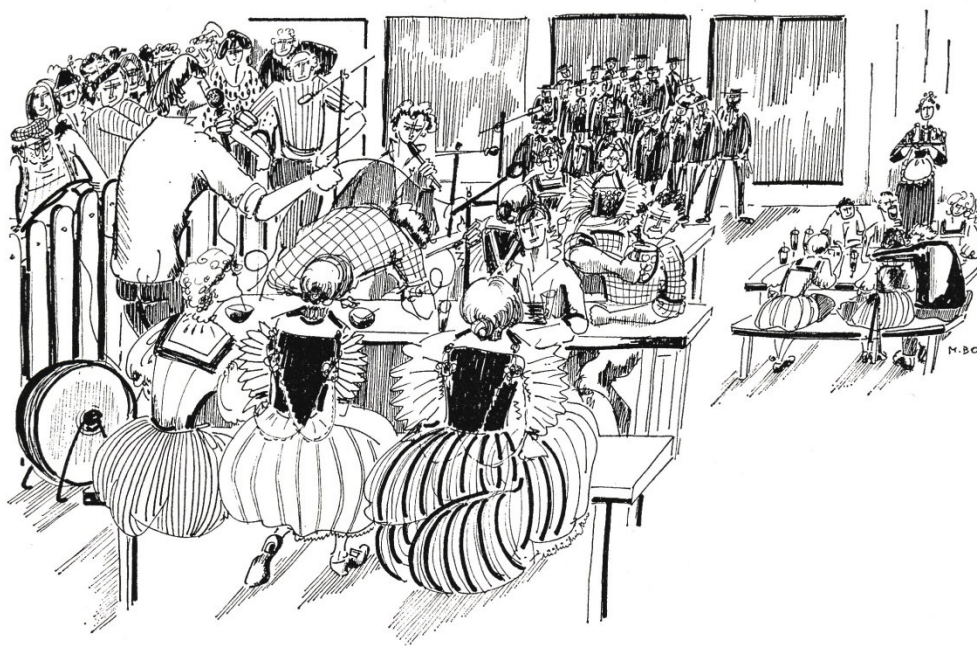
Die Bergfreunde, die während diesem Morgenkonzert herzukommen, bleiben überrascht an der Abschränkung stehen, freuen sich an jedem Lied und an den gemütlichen, altmodischen Tänzen der Neunermusik, klatschen mit Begeisterung und möchten kein Wort des Sprechers versäumen. Dann und wann knirscht ein Schuh im Kies, ruft ein Kind in den hellen Klang der Stimmen hinein, krächzt ein Raubvogel, der mit weitgespannten Flügeln über dem Hotel kreist, all dies vermag die bunte Folge von Musik und Lied, von Jodel und Wort nicht zu stören. Die Gesichter der Sängerinnen und Musikanten zeigen heitere Mienen und frohe Stimmung, verraten aber doch eine gewisse Spannung, ob auch das lüpfige Tänzchen der Neunermusik und das allerletzte Lied noch gut gelinge.

Die Freude am schönen Tag, die hellen Jauchzer zum Abschluss und der kühle Wein steigern die frohe Stimmung. Lachend und plaudernd, kichernd und stufend trampeln die Leute die Stiege hinab in den unteren Hotelsaal, wo sich der brummige Bass neben das Mädchen mit Haarpfeil und puffigen Ärmeln vor den Teller setzt. Ein Mittagessen im Berghotel, vom Radio gestiftet, soll nun das frohe Zusammensein krönen. Ob nun der Küchenchef von Zahnweh geplagt oder aus anderen Gründen miserabler Laune war, die Suppe ist versalzen. Eh nun, Tranksame ist in Fülle bereit. Dass nun aber die Bohnen versotten und das Kalbsblätzli hart und zäh auf den Tisch kommt, das passt nicht zur Festtagsstimmung. Ein Jüngferlein klagt über das stumpfe Messer, der Posaunist will

seinen brüchigen Vorderzahn nicht in Gefahr bringen, der sonst wortgewandte Lukas sitzt schweigend vor dem panierten Stück Leder. Dem Klarinettenist schlüpft das Blätzli aus dem Teller und schlittert über den Tisch auf die schillernde Seidenschürze seiner Nachbarin. Ein Schrei nach heissem Wasser gellt durch den Raum. Ob die Radioherren in Basel bessere Zähne haben, oder vielleicht Klemmzangen als Besteck, fragt ein munterer Jodler. Die Stimmung scheint zu zerbrechen und kann auch mit dem süssen Dessert nicht ge-

Und im Hui ist der Druck im Magen verflo- gen, trippeln eilige Füsse die Stiege hinauf, schleppen kräftige Arme Tische herbei und bequeme Stühle, lange Reihen zu Tasse und Glas. Wer eine hübsche Bergbräune heim- bringen will, setzt sich der Sonne zu, wer den Schatten liebt, rückt den Hut an den Hinter- kopf und sitzt gegenüber.

Ausser Programm und je nach Lust und Laune, aus munterem Plaudern heraus, steigt wieder ein Lied, greifen die Musikan- ten zu ihren Instrumenten, stehen die Jodler



Die Radio-Sendung lockte Neugierige herbei.

flickt werden. Nur der Handorgler lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Er setzt sich in die Ecke und lässt heitere Töne erklingen, spielt ein Tänzli und ein zweites, bis das erste Paar aufsteht und auf dem schmalen Raum neben dem langen Tisch eine Runde dreht.

Inzwischen hat auch Lukas seine Sprache wiedergefunden, steht mit erhobenen Hän- den da, bittet um Ruhe und sagt: «Meine Lieben, zur frohen Festgemeinde Versam- melten! Draussen strahlt die Sonne, ein Tag, wie selten schön im Jahr, und wir sitzen hier im düstern Loch. Wir haben vom Radio ein hübsch rundes Honorar bekommen, damit gehen wir auf die grosse Terrasse, an die kühle Luft und die goldige Herbstsonne. Ers- te Nummer des Programms, ein lustiges Lied, zweite Nummer, Kaffee mit Schnaps!»

zur Gruppe zusammen, immer umringt von Gästen aus dem Hotel, von Bergfreunden, die eben mit der Seilbahn heraufgekommen sind und sich von der Fröhlichkeit dieser Ge- sellschaft anstecken lassen. Wein kommt auf den Tisch, goldgelber für die Sängerinnen und Sänger, hellroter für die Bläser, wer weiss woher und von wem. Ein Bergfreund hat seine Gitarre mit heraufgenommen. Viel- leicht wollte er sich irgendwo in den Schat- ten setzen und für sich etwas klimpern. Schon hat ihn Lukas eräugt und ruft ihm zu: «He, Zeno, komm auch zu uns, trink und sing mit uns, hier hast du einen guten Platz!»

Zeno stimmt sein Instrument, setzt sich vergnügt zwischen zwei Mädchen und be- ginnt: «Am viäri hed dr Gugger griäfd ...», ein spassiges Liedchen, von ihm selbst ver-

fasst und komponiert, das mit frohem Lachen beklatscht wird, eine neue Art, ein neuer Ton und allen willkommen. Die Sonne wandert durch das unbewölkte Blau. Ein sanftes Berglüftchen kühlt die roten Wangen und schon trillern die beiden Klarinetten im überpurzelnden Duett.

Das Fest wird international

Der Wein, freigebig eingeschenkt, beginnt im Innern zu rumoren. Soll die frohe Stimmung nicht in Übermut ausarten, muss dem harten Kalbsblätzli noch eine bessere Unterlage zugereicht werden. Salatteller mit Schinken, Gurken, Salami und Wurstscheiben aller Art werden hergebracht und mit Wollust vertilgt, ohne die Jodel und Lieder lange zu unterbrechen. Lukas hat ohne Auftrag das Amt des Tafelmajors übernommen.

Drei Engländer mit einer hochgewachsenen, rothaarigen, jungen Dame erkundigen sich bei ihm, was dieses Fest zu bedeuten habe. Er muss mit Bedauern zugeben, dass er ihre Sprache nicht versteht und ruft in die Runde: «Wer kann mir dolmetschen? Ich kann nicht englisch.» Und schon springen drei Trachtenmädchen herzu und übersetzen die freundliche Einladung, die Dame und die Herren sollen so liebenswürdig sein und sich zu dieser frohen Gesellschaft setzen, ein guter Tropfen aus der welschen Schweiz werde ihnen sicher schmecken.

Etwas erstaunt, aber vergnüglich grinsend nehmen sie Platz, schauen, wie für sie Gläser gefüllt werden, stossen an und schon bald singen die Dolmetscherinnen zu ihren Ehren die englische Nationalhymne. Die Briten sind gerührt und singen kräftig mit.

Kaum sind die Teller vom Tisch verschwunden, nähern sich drei Franzosen, möchten auch Näheres über dieses Konzert unter freiem Himmel erfahren. Sie werden allerfreundlichst den Engländern gegenüber hingesezt und ebenfalls mit Tranksame versehen. Somit sind unsere Sänger und Musikannten zu einer internationalen Gesellschaft angewachsen. Lukas, in seiner übermütigen Stimmung, findet die Gelegenheit günstig, ein Wort an die Nationen zu richten. Sein Blick schweift in die Runde und er fragt: «Wer von euch, liebe Trachtenmädchen, spricht ein untadeliges Französisch?» Sogleich stehen drei schmucke Töchter auf. Lu-

kas wählt die jüngste und sagt: «Also du, Mariann», und zu der hübschesten Englisch-Dolmetscherin gewandt, «und du, Brigitt, ihr werdet nun meine Ansprache Satz für Satz, du französisch und du englisch, etwas ausgeschmückt und mit Charme an die verschiedenen Vertreter der sympathischen Länder weitergeben.»

Mit erhobener, etwas zitternder Stimme beginnt Lukas: «Verehrte Freunde von der weltbeherrschenden Insel, verehrte Nachbarn aus dem glorreichen Frankreich! Wir freuen uns, Sie in dieser herrlichen Bergwelt begrüssen und bewirten zu können. Die Schweiz hat nicht nur die Aufgabe, Ihnen und Ihresgleichen eine bestrickende Landschaft zu zeigen, viel mehr noch unsere Eigenart, das freundschaftliche Zusammenleben verschiedener Völkerstämme und Sprachen vor Augen zu führen. Ein fortlebendes Bündnis von vier Sprachen auf engem Raum, versammelt um das Gebirge, aus dem vier Ströme entspringen, ist hier alltägliche Wirklichkeit.» Jeden Satz übersetzen Brigitt und Mariann in die fremde Sprache. Lukas kann unterdessen den nächsten Satz überlegen, hat diese Pause notwendig, denn er merkt, wie ihn die festliche Stimmung in die Verhänglichkeit einer schwulstigen Rede verlockt. «Wenn wir mit Ihnen auf das Wohl Ihres Volkes und unseres Landes anstossen, dann tun wir dies aus vollem Herzen, weil in unserer Brust die Freundschaft zu andern Völkern heimisch, seit Jahrhunderten selbstverständlich geworden ist.» Mit Schrecken sieht Lukas, wie seine Worte und die beiden Mädchenstimmen immer mehr Leute herbeilocken, wie die Schar der Zuhörer wächst. Er muss irgendwie vom hohen Ross herabsteigen, entdeckt aber auch, wie die beiden Mädchen nicht nur bei den Fremdländern am Tisch, auch in der grossen Schar der andern Zuhörer Beifall finden. Dieses Spiel reizt ihn, fortzufahren, wenn auch mit bescheideneren Gedanken und kommt mit einigem Umschweifen zum Schluss, es sei jedem Schweizer eine Ehre und eine grosse Freude, die Schönheit unseres Landes zu zeigen und zugleich auch das Volk, das mit allen Mitteln und unermüdlichem Streben dem Frieden dienen wolle.

Die Engländer erheben sich samt dem roten Haarschopf und bedanken sich, während

Lukas mit einem etwas zerknüllten Taschentuch den Schweiß von der Stirne wischt. Die drei Franzosen schreiten im Gänsemarsch auf Mariann zu und umarmen es mit beidseitigen Küssen.

Unterdessen greift der eine nach seinem Brummbass, der andere zum Klarinett und schon bald erklingt eine lüpfige Weise, erheben sich die Paare und tanzen munter auf dem Kies des Aussichtsplatzes.

In der letzten Gondel der Luftseilbahn, die zu Tal fährt, werden die Trachten der Mädchen arg zerdrückt, Zeno muss seine Gitarre zur Decke hinauf strecken, wenn er sie unbeschadet heimbringen will.

Entzündet und entflammt

Anderntags sitzt Zeno daheim in der Stube und schaut durch das Fenster ins Tal. Der Tisch ist schon abgeräumt. Nur seine Tasse steht noch da. Martha, seine Schwester, bringt ihm den Kaffee und sagt: «Die Mutter hat gestern den ganzen Abend auf dich gewartet, aber der Sohn fand keine Zeit, ihr einen Besuch zu machen.» «Ich weiss», versucht er sich zu entschuldigen, «aber gestern bin ich in ein Fest hineingeraten, einfach unmöglich, wegzulaufen. Wieder einmal richtig urchig dabei und daheim sein, das war für mich herrlich.» Martha will nicht so recht begreifen und meint: «Bist so lange und so weit fort. Kommst nur für ein paar Tage heim und willst dir nicht einmal Zeit nehmen, der Mutter ihren langen Tag zu verkürzen.» «Sei mir nicht böse», bittet er, «sobald die Tasse leer ist, geh ich zu ihr hinauf und bleibe bei ihr, so lange sie will.» «Du musst aber wissen, sie hat wieder mehr Schmerzen, achte darauf», sagt Martha und geht in die Küche.

Etwas beklommen steigt Zeno die Treppe hinauf, klopft an der Kammertüre und tritt leise ein. Da liegt sie, die liebe Mutter, seit langer Zeit ans Bett gefesselt, muss die Schmerzen ertragen, die ohne ersichtlichen Grund anschwellen, martern und langsam, unendlich langsam verklingen. Aber nun, da ihr ältester Sohn ans Bett herantritt, den Stuhl näher rückt und ihre Hand hält, jetzt wird ihr eigen wohl. Kein Wort des Vorwurfs kommt über ihre Lippen, sie fragt nur, wie er seinen Tag auf dem Berg verbracht hat und wann er wieder abreisen müsse. Vom Fort-

gehen spricht Zeno nicht, aber vom gestrigen Fest weiss er zu berichten, wie er ohne Ahnung in diese fröhliche Gesellschaft hineingeraten und hängen geblieben ist, bis spät in der Nacht.

Er muss ihr die Leute aufzählen, berichten, wer bei den Jodlern dabeigewesen, wer die Posaune spielte in der Neunermusik, alles will sie genau wissen. Zeno kann gut erzählen. Er beschreibt die prachtvolle Aussicht, die frohe Stimmung, trällert ihr die Tänze, berichtet vom Klarinett, das gegen Abend immer mehr falsche Töne und verkrüppelte Triller von sich gegeben hat. Er weiss noch fast gar die ganze Rede, die Lukas über die Menge hingeschmettert hat. «Das alles musst du dem Vater erzählen, wenn er von der Schule kommt. Genau so, wie du es mir jetzt geschildert hast», lacht die Mutter, «das wird für ihn ein Mordsspass.» Dann fragt Zeno unvermittelt: «Weisst du etwas von Mariann, das muss doch noch zu meiner Zeit in die Schule gegangen sein, Mariann vom Obtossen? Die kommt doch vom obersten, hintersten Krachen. Stell dir vor, Mutter, dieses Mariann spricht ein perfektes Pariser-Französisch.»

«Wie sieht es denn aus?» fragt die Kranke. «Was soll ich sagen, ein Naturkind», fängt Zeno an zu beschreiben, «ein breites Gesicht, mit munteren, hellblauen Augen, blonde Kruselhaare über einer hohen Stirne, ein keckes Näschen, blutrote, feingeschwungene Lippen und ein energisches Kinn, kräftig die Gestalt und doch ein beschwingter Schritt, kann tanzen, liegt wie eine Flaumfeder im Arm.» «Am Tanz könnte ich es nicht erkennen», sagt die Mutter, «wenn ich dich recht verstehe, bin ich krank geworden, bevor dieses Naturkind zum ersten Mal auf den Tanzboden gegangen ist. Aber ich weiss, es war über ein Jahr auswärts in einer Stelle.» «Es muss in Paris gewesen sein», fährt Zeno fort, «muss dort gründlich die Sprache gelernt haben. Wenn ich denke, unser Französisch in Belgien, das klingt wie Kauderwelsch im Vergleich zu dem sauberen Akzent.»

Geduldig hört die Mutter zu, freut sich an der Begeisterung, die ihr Sohn vom Berg herabgebracht hat. Sie fragt nach dem Fortgang seiner Studien und wie das neue Zimmer sei, das er kürzlich bezogen habe. Da aber Zeno darüber nur spärlich Auskunft gibt und im-

mer wieder auf das gestrige Fest und auf Mariann zu sprechen kommt, verfängt sich ein gütiges Lächeln in dem bleichen Gesicht der Kranken und sie sagt: «Hast du am End Feuer gefangen, Zeno, hat dir die Herbstsonne das Herz erweicht?» Erst jetzt gewahrt der Sohn, wie sehr er sich in die Begeisterung hineingesteigert hat, und dass das Auge der Mutter, auch unter schweren Lidern, tiefer blicken kann als nur bis zum Kragenknöpfli.

«Die Herbstsonne, nein, die hat mir nur wohlgetan», meint Zeno, «wenn ich Wochen und Monate in der staubigen Luft, in der Nähe der Grubenindustrie leben muss, schon am Morgen ein grauer, staubiger Dunst über der Stadt liegt, das Licht nur fahl in die Strassen fällt, dann ist mir ein solcher Glanztag auf dem Berg eine Wohltat. Das erweicht nicht, das stärkt das Herz.» Ohne darauf zu achten, schwärmt er schon wieder vom Bergfest und natürlich auch von dem Naturkind vom obersten Krachen, bis ihn die Mutter unterbricht: «Die Mariann hat dir doch ein wenig das Herz verwundet. Schade um den Schmerz! Jetzt musst du noch zwei Jahre ausharren, kannst dir zwei Mal im Jahr Ferien gönnen, zu kurze Zeit, um solche Flammen lodern zu lassen. Und ob Mariann heute seiner Mutter auch voller Freude von dir erzählt, das ist keineswegs gewiss. Träume und Schäume, Zeno, der nächste kühle Abendwind, ein Gewitter oder Sturm trägt sie mitfort.»

«Liebe Mutter», sagt Zeno mit weicher Stimme, «ich weiss. Aber lass mir doch wenigstens heute und morgen oder bis zum nächsten Sturm die Freude an dieser Erinnerung, die Freude, ein Mädchen getroffen zu haben, das ich fürs Leben gern in die Arme nehmen möchte.» In dieser Sehnsucht legt er beide Hände auf Mutters Schultern, schmiegt sich an sie und flüstert ihr gar liebe Worte ins Ohr.

Ein gefährlicher Schulweg

Marianns Pariser-Französisch hat seine lange Geschichte und soll sie erzählt werden, muss eine Reihe von Jahren zurückgegriffen werden. Mariann war damals kaum zwölf Jahre alt und fuhr mit ihrem kleinen Bruder und der noch jüngeren Schwester jeden Tag mit dem Seilbähnli zur Schule. Am Morgen nach einer Sturmnacht im tiefen, kalten

Winter, sie waren zu viert in der offenen Gondel. Christoph, der einzige Bub von der Ennetrüti, sass bei den drei Geschwistern vom Obtossen frierend auf dem Bänkli weit über den Tannenwipfeln.

Nicht die Angst plagte sie. Schon zu oft sind sie bei bösem Wind über den Wald hinuntergefahren, aber die Kälte zwickte sie, wenn sie sich noch so eng aneinander schmiegt. Der Wind brauste in Stössen daher, trieb die Schneeflocken in tollen Wirbeln vor sich hin, Und dann, beim Untersteller, keines wusste nachher, wie das Unglück geschehen war, flog die Gondel auf eine Tanne zu, wurde abgedreht, sackte in schneller Fahrt zwischen zwei mächtigen Bäumen hinab und prallte gegen einen Felsbrocken. Seppli und Bethli fielen in einen Schneehaufen. Im Flug umarmte Mariann die Krone einer Tanne und rutschte den Ästen nach zu Boden. Nur Christoph blieb in der Gondel hängen und musste den schweren Schlag aushalten, bevor er noch einmal in die Höhe gehoben und dann abgeworfen wurde. Dort blieb er liegen, ohne Bewegung und wie tot. Neben seiner Schulter färbte sich der Schnee rot.

So fand ihn Mariann mit seinen Geschwistern, die sich bald vom Schrecken erholt hatten und schreiend und rufend durch den Schnee wateten. Zuerst wagten sie nicht, seinen zerschlagenen Arm zu bewegen. Mariann wischte ihm den Schnee aus dem Gesicht, kniete neben ihm hin und schaute voll Angst in sein Gesicht, das fast so weiss war, wie der Schnee. Überlaut begann Bethli zu weinen, die Hosen, die Jacke, die Haare, die Mütze voll Schnee. Der kleine Bruder, doch schon ein Viertklässler, begann vorsichtig den Kopf des Verunfallten zu betasten und sagte: «Heulen nützt hier nichts. Wenn er noch lebt, muss er hier fort, sonst erfriert er.»

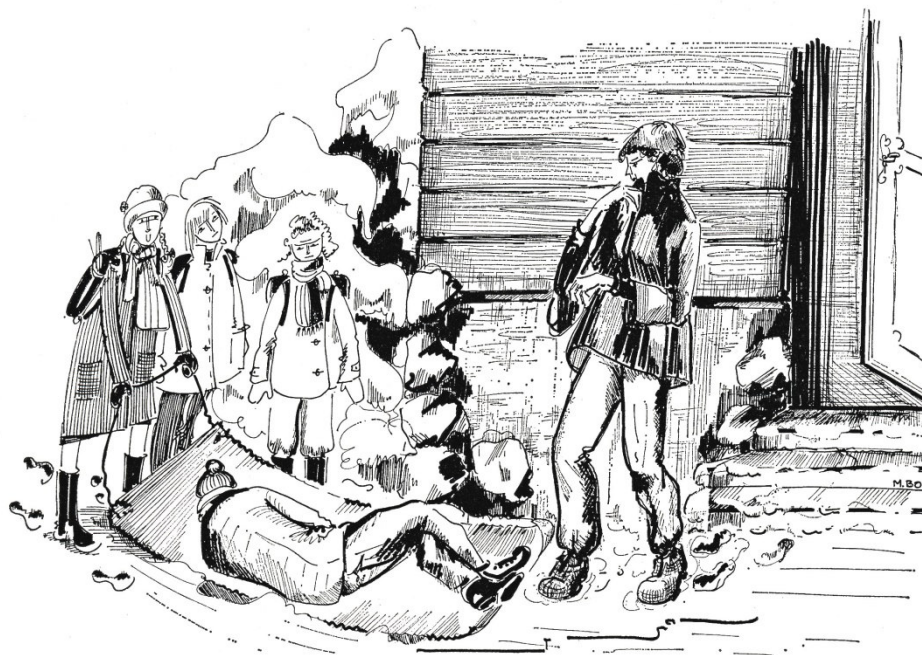
Über ihn gebeugt, versuchte Mariann, Christoph in die Augen zu schauen, vielleicht durch einen schmalen Spalt der Lider zu sehen und richtete sich plötzlich auf. «Er atmet, er lebt», rief es, «jetzt aber schnell! Tragen können wir ihn nicht. Wir wissen nicht, was alles gebrochen oder verletzt ist.» Nun kam plötzlich Leben in die ratlosen Kinder. Sie schauten umher, sprangen nach allen Seiten, vergassen, dass ihnen auch der Fuss,

der Arm, das Genick weh taten. «Der Bub muss sofort zum Doktor», rief Seppli, «ich laufe hinunter in den Breitboden zum Telefon.» «Nichts da», kommandierte Mariann, «der Doktor kann nicht hier herauffahren. Und dich und deine Kraft brauchen wir, wenn wir ihn aus dem Wald bringen wollen.»

«Wir machen einen Schlitten aus Tannästen», schlug der Bub vor. Leicht gesagt, ohne Säge und Beil, nur mit einem kleinen Sackmesser Äste herunterhauen. Mariann, das

Sie zogen ihn sachtsam auf den primitiven Schlitten. Da der Bub kein Lebenszeichen von sich gab, meinte Mariann: «Der hat mindestens eine zünftige Gehirnerschütterung. Kann froh sein darüber, er spürt dann nicht, wie es weh tut.»

Die drei mit roten Backen, über und über voll Schnee, zogen wacker an den Drähten, wichen jedem Stein und Baumstrunk aus und erreichten keuchend und erhitzt den Waldrand. Erst jetzt begannen sie zu beraten, wohin sie den Leblosen bringen sollten.



«Wir sind vom Bähnli gefallen, und Christoph ist ohne Verstand.»

schon ein gutes Stück bergwärts gelaufen war, rief: «Hier in der Nähe hat doch der krumme Steffen sein Holz aufgeschichtet und mit Blechplatten bedeckt. Das haben wir doch vom Bähnli aus oft gesehen. Es kann nicht weit sein, kommt helft mir suchen.»

Und tatsächlich, sie fanden die aufgeschichteten Spalten, das Blech darüber mit dickem Draht festgebunden. «Das ist gross genug», meinte der Bub, «wenn auch die Beine noch etwas darüber hinausplampen», zerrte und riss am Draht. Aber Mariann begann die Schlaufen aufzudrehen. «Habt Sorg, wir brauchen den Draht zum Ziehen!» Mit blossen Händen wischten sie den Schnee weg, spürten keine Kälte und Schmerz, beeilten sich, um schnell wieder bei dem unglücklichen Christoph zu sein.

«Einfach talab», sagte Seppli, «je weiter unten, umso näher bei den Leuten und bei der Strasse.» «Er darf uns aber nicht abrutschen», warnte Mariann, hier ist es zu steil. Wir können ihn nicht halten, wenn er abgleitet, kann er in Fahrt kommen, dann sind wir an dem Unglück schuld, wenn er an einem Stein oder einer Mauer den Kopf zerschlägt.»

Wie der Vater seine Kinder findet

Langsam zogen sie den Blechschlitten zu einer Baumgruppe hinüber. Dort sah Mariann aus dem Kamin der längst verlassenen Waldhütte Rauch aufsteigen.

«Waldhütte» hatte der Direktor aus der Stadt dieses kleine, schmucke Haus genannt, das einsam im Schatten von drei alten

Ahornbäumen stand und über denen der Tannenwald aufragte. Er hatte es gebaut, um der Stadt zu entfliehen, wenn das gehetzte Leben in dem grossen Betrieb seine Nerven wetzte. Der Aufenthalt in diesem sonnigen Tal hat ihm so wohlgetan und gut gefallen, dass er, kaum drei Jahre später, die grosse Villa über dem Dorf baute und dort seinen Wohnsitz nahm. Nicht lange konnte er den weiten Blick über die Dörfer, die Sicht in die Berge mit ihren Zacken und dem ewigen Schnee geniessen. Mitten in der Arbeit, in der vollen Arbeitskraft hat ihn der Tod geholt, aus Ehren und Ansehen herausgerissen. Zwei Tage noch umstanden die Ärzte sein Bett, versuchten mit allen Künsten das Leben zu retten, bis sie vor dem Mächtigeren das Feld räumen mussten. Seit dieser Trauerkunde, die viele Leute in Stadt und Tal erschreckte und erschütterte, blieben Türe und Fensterläden der Waldhütte meist geschlossen.

Nur jetzt, an diesem frühen Morgen, stieg Rauch aus dem Kamin auf, der vom Wind zerzaust und verblasen wurde. Die drei Kinder mit ihrem armen Bub wagten kaum, den schweren Türklopfer zu benützen, unheimlich erschien ihnen das kleine Haus, das so lange unbewohnt gewesen war. Die Frau, die endlich unter der Türe erschien, erschreckte sie auch. Endefinken, Skihosen, eine zerkniterte Jacke und eine kaum zurechtgemachte Frisur sahen sie, noch Schlaf in den Augen. «Wir sind vom Bähnli gefallen», sagte Mariann, «und den Christoph hats erwischt. Jetzt wollen wir fragen, ob wir ihn hier an die Wärme bringen können. Er ist ohne Verstand.»

Nun fiel mit einem Mal alles Schreckliche von dieser Frau. Wie sie mit ihren Finken die Stufen hinab, in den Schnee hinaus eilte, auf den Knien nahe herzuglitt, feinfühlig und sachte das Gesicht, den Körper, die Glieder Christophs betastete, ihn fürsorglich aufnahm, in ihre Arme bettete und ins Haus hineinrug, sorgsam auf das Bett legte, das von ihrem Körper noch warm war und zerwühlt. «Kommt nur hinein, Kinder», sagte sie, «wenn der Boden, der Teppich nass wird, macht nichts. Ihr seid auch erfroren, kommt, der Ofen ist warm.»

Als letztes kam Bethli herein, drückte schüchtern die Türe zu und begann laut zu

weinen. «Was hast du, liebes Kind», fragte Frau Veronika. «Das Bein tut mir weh und die Schulter», jammert es. «Setz dich dort in den Polsterstuhl. Ich werde das Bein verbinden», tröstete sie, «aber jetzt eins nach dem andern. Zuerst werde ich dem Arzt telefonieren.» Darauf verschwand die gute Frau. Die Kinder konnten unterdessen die Stube betrachten, die Bilder an der Wand, die Gemshörner und sich an den warmen Ofen schmiegen. Mariann schlich leise zu Christoph hinein, griff nach seiner Hand, suchte den Puls und prüfte den leisen Schlag wie eine leibhaftige Krankenschwester.

Mit Kamm und Bürste in der Hand kam Frau Veronika zurück und sagte: «Ich habe auch dem Lehrer telefoniert, damit er weiss, dass ihr bei mir und gut aufgehoben seid», und während sie die Fülle ihrer Haare öffnete und mit flinker Hand ihre Frisur in Ordnung brachte, fuhr sie fort, «ich möchte euch gerne etwas zu essen geben. Leider ist nichts da. Seit dem Tod meines Mannes, vor zwei Jahren, bin ich nie mehr hier gewesen und wäre auch gestern nicht gekommen, wenn ich nicht nach Schriftstücken hätte suchen müssen, die vielleicht hier liegen geblieben sind. Ich habe bis jetzt nichts gefunden, dann kam gegen Abend der Sturm. Ich wagte nicht, durch Schneetreiben und Nacht auf den Ski hinunterzufahren. Auch ich habe Hunger, nur Tee ist noch vorhanden, Blüemlitee. Was sonst noch da war, ist verdorben.»

«Was geschieht jetzt mit Christoph?» fragte Mariann. Während sie Wasser aufsetzte, gab Frau Veronika Bescheid: «Der Arzt kann nicht hier herauffahren, alle Wege sind verweht. Er wird einen sicheren Skifahrer schicken mit einem Rettungsschlitten, dann wird der arme Bub in eine Woldecke verpackt zur Strasse hinuntergebracht, dort wartet das Spitalauto auf ihn und dann werden wir bald erfahren, wie schwer die Verletzungen sind. Ich glaube, in zwei, drei Tagen können wir ihn im Spital besuchen. Ich nehme euch dann von der Schule aus mit. Wir bringen ihm Schokolade und Kuchen und ich hoffe, er kann bald wieder in die Schulstube kommen. Vor allem muss er jetzt schön still liegen, bis er in kundige Hände kommt. Und jetzt wollen wir dem kleinen Mädchen das Bein untersuchen.»

Schon bald sassen die Kinder vor dampfendem Tee. «Mit dem Zucker muss ich leider etwas sparsam sein, es sind die letzten Würfel», erklärte die Frau, «das heisst, eine Flasche mit gutem, altem Enzian habe ich noch gefunden, aber das ist wohl nichts für euch.» «Habe ich auch schon getrunken», sagte Seppli mit Stolz, «wäre nicht schlecht, ein Tröpfli in der Tasse zu haben, das wärmt.» Die Kinder wurden zutraulicher und erzählten den Hergang ihres Unglücks. Weder Mariann noch Seppli erwähnten auch nur mit einem Wort, dass der Schmerz im Rücken stärker wurde und das Knie immer mehr weh tat.

«Ein schönes Haus haben Sie», sagte Mariann bewundernd. «Bei uns im Obtossen sind die Fenster klein, die Stube und die Kammer sind niedrig und der Ofen raucht, wenn der Föhn drückt. Und Sie lassen dieses Haus geschlossen stehen?» Frau Veronika ging leise in die Kammer hinein, um nach Christoph zu sehen. Dann kam sie zurück und setzte sich zu den Kindern an den Tisch. «Ich konnte bis jetzt nie hier heraufkommen. Mein lieber Mann war oft so glücklich hier, darum kann ich es auch nicht verkaufen, diese Waldhütte in andere Hände geben. Wir haben zusammen hier so viele glückliche Stunden erlebt. Oft kam er müde und abgekämpft hier an. Er hat sich mit seiner Fabrik eine schwere Bürde aufgeladen und sozusagen Tag und Nacht die Sorgen mit sich herumgetragen. Kaum war er ein paar Stunden in dieser Luft, in dieser Stille, inmitten dieser wohltätigen Landschaft, sind seine Lebensgeister wieder erwacht, konnte er sogar übermütig werden. Lieder hat er gesungen auf unserem Spaziergang. Wäre er nur öfter hierher gekommen, vielleicht hätte er dem frühen Tod entrinnen können.»

«Bei uns ist er oft vorbeigekommen», brüstete sich Seppli, «einmal hat er von unserem Dörrfleisch gegessen, das weiss ich ganz genau.» «Wir haben ihn alle gern gehabt. Die Mutter ist manchmal lange am Fenster gestanden, um zu schauen, ob er in unser Wägli einschwenkt», begann Mariann zu berichten, «die Mutter hat ihn, man kann schon sagen, verehrt, und der Vater hat lange kein Fenster aufgemacht, damit der Rauch von seiner Zigarre in der Stube blieb.»

Das gemütliche Plaudern wurde jäh unterbrochen. Zwei harte Schläge des Türklopfers pochten. «Das ist sicher der Rettungsschlitten», meinte Frau Veronika und wollte öffnen gehen. Sie hörten schwere Schuhe an die Schwelle schlagen, dann ging die Türe auf und Peter kam herein, Peter vom Obtossen, Marianns, Sepplis und Bethlis Vater. Wie wurde sein Gesicht mit den Schneeflocken im Bart hell, da er seine Kinder um den Tisch sitzen sah! Bethli, das mit seinem verbundenen Bein oben am Tisch höckelte. Er nahm es ohne ein Wort in die Arme. Dann strich er mit seiner rauhen Hand dem Seppli über die Stirne, bevor er zu reden begann: «Und dir Mariann, gehts auch gut? Was habe ich jetzt für Ängste ausgestanden. Habe doch gehört, dass das Bähnli nicht mehr fährt, bin den Wald hinunter und das Tobel hinab, dort liegt noch das Gatter und von da hat mich die Spur daher geführt. Seid ihr allein gefahren?» Bevor Frau Veronika erklären konnte, streckte er ihr die Hand entgegen. «Schönen Dank, Frau Direktor, herzlichen Dank, dass Sie die drei hereingeholt haben. Aber warum denn die breite Spur?»

Nun kam endlich die Frau zum Wort, führte ihn in die Kammer, bat ihn, leise aufzutreten und zeigte auf Christoph, der in seiner Ohnmacht in den Kissen lag. «Wahrscheinlich ist es nicht schlimm», beruhigte sie den Vater, «er hat nicht erbrochen, er atmet ruhig und der Puls schlägt regelmässig. Er wird bald geholt und in das Spital gebracht, aber wenn Sie seinen Leuten Bericht geben könnten, Sie haben ihn jetzt gesehen und können seinen Eltern gute Hoffnung machen.»

«Das Blut am Hals gefällt mir nicht», meinte Peter, «ob das aus dem Ohr geflossen ist? Und Ihre Kissen sind auch schon rot.» Wieder in die Stube tretend, schaute er seinen Kindern der Reihe nach ins Gesicht: «So, Feierabend mit der Schule für heute! Meine Frau verzappelt, wenn ich nicht mit euch heimkomme. Dich, Bethli, dich trag ich hinauf und ihr beiden, könnt ihr noch gut laufen?» Dann aber setzte er sich doch auf das Bänkli und sagt, er wolle warten, bis der Rettungsschlitten komme, vielleicht könne er beim Transport noch helfen. Bethli kletterte auf Vaters Knie, kuschelte sich an seinen halbnassen Tschoopen, glücklich, wieder beim Vater zu sein.

Wie sich der Lehrer um seine Schüler kümmert

Der Tag, mit Sturm und Schneejagen begonnen, zeigte am Nachmittag eine bessere Miene. Die Kälte liess nicht nach, aber das eintönige Grau am Himmel zeigte da und dort eine Durchsicht ins Blaue, und gegen Abend vermochte die Sonne durchzubrechen. Tobias, der Lehrer, trotz seinen fünf- und vierzig Jahren noch immer ein sportlicher Tip, schnallte sich, kaum waren die Kinder aus dem Schulhaus verschwunden, die Ski an und stieg den Berg hinan. Einmal um selbst in Augenschein zu nehmen, wie sich das Unglück an der Seilbahn zugetragen

Tobias sah Mariann mit zwei dampfenden Kesseln aus dem Haus kommen und zum Stall hinübergehen, war froh, dass es die Schweinetränke scheinbar mühelos tragen konnte. Das Mädchen hat also keinen Schaden genommen, dachte er, löste die Bindungen und stellte seine Ski neben die Haustüre an die Wand. Grossgewachsen wie er war, musste er sich ordentlich bücken im Schritt durch die Haustüre. Der Wand nach, im dunkeln Gang standen Schuhe aller Grössen, hübsch paarweise und ordentlich hingestellt. Er stapfte gradaus, schob die angelehnte Türe auf und stand in der Küche.

Dampf stieg aus einer Pfanne auf und auch



«Wegen mir müsst Ihr nicht erschrecken, Frau Barbara!»

hatte und von den Leuten dort zu vernehmen, wann wohl das Bähnli wieder repariert sei. Dann setzte er seinen Trainingsmarsch über die Wiesen und Schneewächten hinweg fort, immer höher steigend, durch den Wald und das steile Port hinauf zum Bödeli, auf dem das Tätschihaus Peters neben dem breitgiebeligen Stall stand. Auch jetzt, im Schnee, der fast bis zu den Fenstern reichte und schwer auf den Dächern lastete, war dies ein schöner Fleck Erde. Das Bächlein, vom Felsen herabspringend und schäumend, rauschte am Haus vorbei, verschwand unter der Schneedecke im ebenen Lauf. Alte, baumbartbehängene Tannen trugen stolz ihre Schneelast und weithin, bis an den Fels dehnte sich die unberührte weisse Fläche.

aus dem grossen Kübel neben dem Schüttstein. Auf dem Rüsttisch sass Seppli und kaute an einem Birnenschnitz. «Oh je, der Herr Lehrer», rief die Mutter entsetzt, «mitten in diese Unordnung hinein. Heute ist aber auch ein Tag, an dem alles schief geht.» «Wegen mir müsst Ihr nicht erschrecken, Frau Barbara», sprach Tobias, «ich habe schon in manche Küche geguckt. Ich wollte mich nur erkundigen, wie es den Kindern geht.» «Nicht übel, Herr Lehrer», meinte die Frau und wollte ihn aus der Küche hinauskomplimentieren, «Bethli habe ich ins Bett geschickt, das Bein ist geschwollen. Es wird auch morgen nicht in die Schule kommen können, jetzt, da sie den ganzen Weg laufen müssen. Mariann, die ist wie immer am besten davongekommen. Weiss der Himmel, die

hat ein besonderes Glück. Im Sommer ist sie vom Dach gefallen und just auf die Matratzen, die ich an die Sonne gelegt hatte.» «Und der Bub da, der Seppli», frug der Lehrer, «wie ist der davongekommen?» Sie strich mit der Hand über den Wuschelkopf und meinte: «Der lässt sich überhaupt nichts anmerken. Er wollte tun, als ob ihm nichts fehle. Dann habe ich gesehen, wie er krumm läuft, habe ihn ausgezogen und entdeckt, dass er auf einer Seite blau ist bis ans Knie hinunter. Jetzt kann er zum Trost gedörrte Birnen essen, die hat er besonders gern.»

Mit Schlichen und Ränken gelang es der Mutter doch, den Lehrer in die Stube zu lotsen, ihm eine Tasse auf den Tisch zu stellen, die er aber sogleich wegschob und dazu bemerkte: «Danke, Frau Barbara, wenn Ihr unbedingt etwas aufstellen wollt, dann lieber ein Gläschen von Eurem Enzian. Peter hat doch sicher wieder Wurzeln ausgegraben?» «Ja, das schon», nickte die Frau, «aber der vom Herbst ist noch zu jung. Wenn uns schon der Herr Lehrer die Ehre gibt, dann hole ich vom Vierjährigen», damit ging sie auf die Türe zu. Tobias schaute ihr nach und dachte: «Immer noch eine junge, hübsche Frau. Fünf Kinder und all die Arbeit, aber munter und gelenkig. Die Einsamkeit hat ihr nicht aufs Gemüt geschlagen.»

Er sah Mariann aus dem Stall kommen, öffnete das Fenster und rief, sie soll hereinkommen. «Aber nicht in diesem Aufzug», hörte er sie rufen. «Bist ein Esel», rief er ihr zu, «wegen mir brauchst du nicht in einen Rock zu schlüpfen.» Mariann lachte: «Nein, der Esel steht im Stall. Wir brauchen ihn nicht mehr viel, seit wir den 'Schilter' haben, aber er ist jetzt im AHV-Alter und Pensionär.»

Indessen brachte Frau Barbara eine verstaubte Flasche, die sie umständlich entkorkte und von dem klaren Schnaps ein Gläschen füllte. Sogleich stieg der kräftige Duft dem Lehrer in die Nase. Nach dem ersten Schluck, den er genüsslich über die Zunge rollen liess und ein Hüsteln nicht vermeiden konnte, lud er Frau Barbara zum Sitzen ein und begann: «Die Mariann ist ein aufgewecktes Mädchen. Im nächsten Jahr kommt sie in die Sekundarschule. Sie wird die Prüfung spielend und mit guten Noten machen.» Er hatte schon bemerkt, dass sich die

Mutter eine saubere Schürze umgebunden hatte und die Haare aufgestutzt. Sie legte die Arme auf den Tisch und sagte: «Sie meinen in die Sek. Dann hat sie einen noch weiteren Schulweg, muss noch mit dem Autobus fahren und noch früher am Morgen hier fort, kann nicht mehr mit den andern Kindern hinunter. Davon möchte ich lieber nichts wissen.»

«Aber bedenkt doch, gute Frau, ohne Sekundarschule kann sie heute nicht mehr vorwärtskommen. Die meisten Lehrstellen verlangen heute drei Sekundarklassen.» Frau Barbara schüttelte den Kopf. «Aber für uns ist das nicht dienlich. Und überhaupt, wenn ich die Sek-Mädchen auf der Strasse sehe, sie haben alle einen Vogel. Der Hochmut stinkt auf sieben Meter, dabei kommen sie in Hosen daher, die aussehen, als ob sie drei Wochen in einem Bach gelegen wären und mit einer Mistgabel herausgefischt, und eine Gangart, wie wenn sie Matratzenfedern im Rücken hätten. Das passt nicht hierher. Auf Obtossen muss zugegriffen werden. Mit der Nase in der Luft ist hier noch nie Bergheu in den Gaden gekommen.»

Wenn ihm schon der Enzian gut schmeckte und prächtig den Magen wärmte, der Lehrer zeigte eine düstere Miene, da er zu sprechen begann: «Die drei Jahre sind schnell vorbei und auch die Flausen verfliegen. Es wäre eine schwere Sünde, diesem intelligenten und fleissigen Mädchen den Zugang zu einer guten Ausbildung zu verwehren. Wer weiss, wie die Zukunft mit unseren Kindern umgeht. Die Zeiten sind unsicher und gefährlich. Nur der Tüchtige mit einem handfesten Beruf kann einigermaßen beruhigt in eine Welt hineinwachsen, die vielleicht noch nie so heimtückisch war.» Mit einem schlaun Lächeln sagte Frau Barbara: «Wie Ihr auch gut reden könnt. Eine Freude ist es, Euch zuzuhören. Ihr seid doch der Reallehrer! Sind denn alle die Kinder, die bei Euch in die Schule gehen, nur für Knechte und Mägde gut genug?»

«Ihr dürft jetzt nicht übertreiben», fiel ihr der Lehrer ins Wort, «aber ich sehe in Euern Augen, das ist nicht Euer Ernst, Ihr treibt Euren Spass mit mir.» Die Mutter setzte ihren Stuhl etwas zurück, legte die Hände in ihren Schooss, schaute ihm mit Vertrauen in die Augen und sagte: «Darüber habe ich ja

letzten Endes nicht zu entscheiden. Der Vater wird mit Mariann schon zurecht kommen. Ihr aber dürft wohl wissen, was meine Meinung ist. Mariann kommt jetzt in die Jahre, die nicht leicht ohne Schaden zu überstehen sind. Und eben darum möchte ich, dass sie zu Euch in die Schule kommt und nicht nur Schulwissen aufnimmt, auch verstanden und geführt wird. So jetzt wisst's Ihr, und davon können mich keine zehn Rosse abbringen. Jetzt schleicht schon die Nacht herzu, bald ist es gefährlich, noch mit den Ski zu Tal zu fahren. Ich gehe jetzt in die Küche und bringe Euch ein währschaftes Znacht, das könnt Ihr brauchen den weiten Weg durch den Schnee. Der Mond kommt spät diese Nacht und nur als krumme Sichel. Vorher wird noch der Wind blasen, so wie es aussieht. Bleibt jetzt sitzen, mein Mann kommt bald aus dem Stall, bis dann habe ich etwas gerichtet.»

Blieb er sitzen, weil die Worte keine Widerrede duldeten, weil er nochmals mit ihr reden wollte, oder weil ihm der Enzian in dem Gläschen so gut schmeckte? Er warf einen Blick aus dem Fenster und sah Peter mit einer Bränte am Rücken aus dem Stall kommen. Er dachte, es sei vielleicht gut, jetzt gleich auch mit dem Vater zu sprechen, darum schlürfte er noch einen kleinen Schluck, suchte in den Taschen nach Pfeife und Tabak. Aber mit dem Vater kam auch Mariann in die Stube, trat ans Buffet, nahm Teller aus dem Gänterli und Besteck aus der Schublade und deckte den Tisch. Peter begrüßte den Lehrer mit einem Händedruck, als wollte er ihm alle Finger zerbrechen, freute sich, dass der Lehrer und Dienstkamerad auch wieder einmal den Weg ins Haus auf Obtossen gefunden habe und redete davon; er wisse schon, warum das Seilbähnli kaputt sei. Am Untersteller sei das Eis fast gar drei Finger dick aufgelegt, darum hätten die Rollen über das Tragseil hinausgegriffen. Jetzt müsse er heute abend mit der Milch auf dem Schlitten zur Hütte, und die Kinder kämen wohl in den nächsten Tagen mit allem guten Willen nicht rechtzeitig zur Schule, wenn das Wetter weiter so wüst tue. Tobias könne auch auf den Schlitten sitzen, wenn er sich vor einer rassigen Fahrt und vor stiebendem Schnee nicht fürchte. Aber zuerst wolle er jetzt etwas Währschaftes in den Magen, man

wisse ja nie, was an einem Tag noch geschehen könne, der so übel begonnen habe.

Die dampfende Suppe, die bald darnach auf den Tisch kam und der geräucherte Speck sorgten dafür, dass die beiden Männer gegen die Kälte gut ausgerüstet waren.

Und was eine Frau zustande bringt

Der Schmied im Dorf, der seinerzeit die Seilbahn gebaut hatte, begann in Schnee und Flockenwirbel mit der Arbeit am Untersteller. Schon die Woche darnach schwebte eine neue Gondel über dem Wald, wenn dieses Viersitzergatter mit dem Namen Gondel bezeichnet werden konnte. Bis der Experte seine Probefahrten machte, ein umständlicher Herr mit tausend Bedenken, der im Volksmund kantonaler Luftminister hiess und ständig mit tausend andern Dingen beschäftigt war, fuhren die Kinder gemütlich, wenn auch etwas langsamer mit dem Bähnli in die Schule und wieder heimzu.

Sobald die Matten grün wurden, der Schnee den Rückzug antreten musste, kam es vor, dass Mariann zufuss heimging, ja erst spät am Abend auf das Obtossen-Haus zukam.

Frau Veronika hatte eines Tages Marianns Mutter im Dorf mit schweren Paketen beladen angetroffen. Sie erkundigte sich nach dem Befinden der Kinder und kam ins Reden. Weil gerade der wolkenbehängene Himmel dieses Ständchen mit einem Schauerregen begoss, forderte sie Marianns Mutter auf, in ihr Auto zu steigen, um dem Unwetter zu entrinnen.

Sie fuhr mit ihr zuerst in ihr Haus am Geissweg. Wie staunte Frau Barbara, da sie zum ersten Mal in die Villa des Direktors eintrat, in das Haus, von dem man sich weitum im Tal alle Wunder erzählte. Teppiche in den schönsten Farben, Möbel nach neuester Mode neben Truhen und Schränken mit einem schimmernden Seidenglanz, wie es nur altes, gut gepflegtes Holz aufweisen kann. Bilder an der Wand mit verzierten Goldrahmen, Landschaften aus fernen Ländern. Aber ihrer Ansicht nach keine so schön, wie der Blick über Dörfer und Tal und bis hinaus zur weiten Fläche des Sees, den die breiten Fenster reihenweise freigaben.

Und doch war es gemütlich, am Nussbaumtisch mit der eingelegten Schieferplatte zu sitzen, eine Lampe über sich, eine kunstvolle Schmiedearbeit und eine Balkendecke aus Edelholz, neben dem Hund, der zutraulich seine Schnauze vor ihre Füsse legte. Die schon bejahrte Haushälterin brachte einen Kaffee, einen Duft, der so verführerisch wohl kaum je in Frau Barbaras Nase gestiegen war, in Tassen, farbig verziert und zerbrechlich. Kuchen mit roten, grünen und gelben Früchten im Gebäck, das wie Butter auf der Zunge verging.

Während dem Plaudern gewährte die Frau vom Obtossen, dass die Witwe des Direktors viel jünger war, als sie bisher angenommen hatte, freundlich und von einfachem Wesen.

«Eure Tochter Mariann ist ein liebes Mädchen und ankehrig», sagte sie in einem gutherzigen Tonfall, «es könnte mir einen grossen Dienst leisten. Der Weg von der Schule zu Euch hinauf führt ja nicht all zu weit an meines Mannes Waldhütte vorbei. Ich habe gesehen, dass das kleine Haus die Jahre, seit mein Mann gestorben ist, vernachlässigt wurde. Ich will dort eine gründliche Frühlingsputzete machen. Meine alte Haushälterin hat nicht mehr die Kräfte dazu, und wildfremde Leute möchte ich nicht gerne dabei haben. Mariann könnte mir vielleicht nach der Schule das Putzzeug und was ich brauche, aus meinem Auto hinauftragen. Ist ein steiles Stück Weg, von der Fahrstrasse dort hinauf und könnte sich damit einen schönen Batzen verdienen. Vielleicht könntet Ihr die Mariann auch in den Osterferien entbehren. Damit kämen wir am besten zu Rand. Würdet Ihr das Mädchen fragen, ob es will?»

Der Bergbäuerin war dies ein überraschendes und willkommenes Angebot. Sie meinte: «Einen solchen Zustupf an Geld können wir natürlich gut gebrauchen, die Kinder werden grösser und kosten immer mehr. Und ob sie will, da brauche ich nicht zu fragen. Seit dem Unfall schwärmt sie ohnehin täglich von der Waldhütte. Ist doch noch gnädig abgelaufen, damals. Wer weiss, ob der kleine Christoph ohne Ihre Hilfe noch am Leben wäre, und jetzt ist er schon lange wieder munter und daheim.» Mit Wohlgefallen schaute sie zu, wie ihr Frau Veronika die Tasse nochmals füllte und wieder ein Stück Kuchen auf den Teller legte. «Mariann kann mit dem Bähnli

hinauffahren und dann hinunterlaufen, so ist sie schneller am Ort. Es ist doch noch ein ordentliches Stück Weg vom Seil bis zu uns hinauf.»

So kam es, dass Mariann viele Abende und nach Ostern manchen Tag in der Waldhütte die Putzfrau machte, nicht über ihre Kräfte, denn für das Mittagessen und das Zabig nahmen sie sich ergiebig Zeit. So kam es auch, dass Frau Veronika plötzlich an einem milden Nachmittag im Haus Obtossen an die Türe klopfte, den kleinen Balz mutterseelenallein, mit Klötzli spielend, auf dem Stubenboden antraf und ihn nach Vater und Mutter fragte.

Der muntere Knirps war weder verlegen noch erstaunt, er lief mit seinen kurzen Beinen zum Stall hin und über die Matte, schrie und rief, als ob ein Brand ausgebrochen wäre und erreichte damit, dass Vater und Mutter fast zu gleicher Zeit eiligen Schrittes auf das Haus zukamen. Sie fanden Frau Veronika auf dem Bänkli hinter dem Tisch. Peter in den Gadenhosen verschwand zuerst in der Küche, um die Hände zu waschen, bevor er diesen noblen Gast begrüssen konnte. Die Mutter in den klobigen, dreckigen Schuhen begann zu jammern: «Nein aber auch! Und ohne, dass wir eine Ahnung hatten! Ihr müsst schon entschuldigen, aber einen Kaffee, wie ich ihn bei Euch bekommen habe, kann ich nicht auftischen. Wenn ich Euch sehe, meine ich, ich rieche den herrlichen Duft.»

Peter rutschte auf dem Bänkli hin und her, schaute seiner Frau zu, wie sie herumlief, im Schränkli kramte, in die Kammer ging und sich eine Schürze umband. Ihm war nicht recht wohl und er begann davon zu reden, der Thedi, der Älteste sei im Holz, er müsse schon bald in den Stall. Darum begann Frau Veronika ohne Umschweife mit ihm zu reden: «Ich habe gehört, Ihr habt Bedenken wegen der Sekundarschule, weil Eure Mariann einen noch weiteren Schulweg hat und mit dem Bus fahren muss. Ich möchte Euch einen Vorschlag machen: Mariann kann jeden Tag zu mir zum Mittagessen kommen. Das kostet Euch nichts! Ich bin froh, wenn sie meiner guten, alten Kathri beim Abwaschen hilft, das geht wettauf. Ich werde schon dafür sorgen, dass sie nachmittags nicht hungrig in die Schule kommt.»

Peter, in seiner gewohnten Bedächtigkeit, schaut versonnen auf den Tisch. Er musste zuerst überlegen, ob hinter diesem Angebot nicht eine undurchsichtige Schlaueit versteckt sei und begann zögernd zu reden: «Wegen dem Zmittag, ja, das wäre schon recht. Aber wir haben uns aus andern Gründen die Sekundarschule aus dem Kopf geschlagen.» Derweil kam die Mutter mit feingeschnittenem Dörrfleisch und geräucher-tem Speck, hübsch auf einem Plättli ausgelegt, an den Tisch und nötigte die Frau zuzugreifen. Frau Veronika meinte, dieses glustige Plättli sei noch besser als ihr Kaffee, wollte aber nicht beginnen, bevor Peter auch einen Teller bekam und seine Frau in aller Ruhe am Tisch sass. Dann erst wurde wieder über die Ausbildung Marianns gesprochen.

Was der Lehrer Tobias mit seiner Beredsamkeit nicht zustande brachte, mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität und mit unermüdlichem Zwängen, das gelang der guten Frau in einer kurzen Stunde. Da die Kinder aus der Schule zurückkamen, Seppli nichtsahnend seine Tasche in die Ecke schmiss, Bethli im Gang draussen laut nach einem Apfel rief und dann Mariann als Letzte in die Stube trat, war die Entscheidung gefallen und auch Peter wohlgelaunt.

Das Mädchen hatte kaum die ersten Schritte auf den Tisch zu getan, schon verkündete ihm der Vater den neuen Beschluss und wie es mit dem Mittagessen abgemacht worden sei. Zu seinem Erstaunen sah er Tränen in Marianns Augen, die hinabkugelten, gewahrte, wie es der Mutter herzlich dankte, ihr beide Hände zustreckte. Dann rutschte das Mädchen flugs auf das Bänkli, legte seine Arme um Frau Veronikas Hals und küsste sie auf beide Wangen. Diese schien darob weder erschrocken noch verwundert zu sein. Sie strich dem Mädchen mit der Hand liebevoll über die Haare und sagte: «Mariann, es soll eine gute Zeit werden für dich, für Euch und auch für mich.»

Lustig und hübsch in Mutters Tracht

Die drei Jahre bis zum Schlussexamen glitten ohne aufregende Ereignisse vorbei. Im Herbst kam Thedi, Marianns ältester Bruder, der inzwischen die landwirtschaftliche Schule besucht hatte, in den Garten an den Geiss-

weg, um Frau Veronikas Bäume zu beschneiden. In den Sommerferien, da Mariann die Wochen im schönen Haus über dem Dorf verbrachte, durfte der kleine Balzli dort im Garten Schnecken suchen und in einem weissbezogenen, riesengrossen Bett schlafen, bekam Sirup und Kuchen, feine Gemüse und Braten. Und wenn er abends nach Vater und Mutter rief und ihm ein Tränenbächlein über die Wange lief, erzählte ihm Frau Veronika ein Märchen.

So wechselten die Ferien im Haus am Geissweg hinüber in ein Haushaltlehrjahr. Damit auch das Glätten von Herrenhemden in diesem herrenlosen Haushalt ins Programm aufgenommen werden konnte, nahm sich Mariann der Wäsche des Pächters an. Die Frau dort war davon nicht sehr entzückt. Sie sah nicht gern, wenn Mariann mit dem Waschkorb hinaufkam und mit ihrem Mann plauderte. Auch ohne dies warf sie manchen bösen Blick und oft ein giftiges Wort über den Hag, weil sie mit Eifersucht das gute Einvernehmen der beiden verfolgte. Sie wäre noch so gerne und jederzeit hilfsbereit eingesprungen, wenn ihr Frau Veronika mehr Beachtung geschenkt hätte.

Ungern sah sie an milden Sommerabenden die beiden in vertrautem Gespräch auf dem Vorplatz. Bei einem solchen gemütlichen Zusammensitzen begann Frau Veronika mit einer gewissen Rührung in der Stimme: «Nun ist dein Lehrjahr bald zu Ende. Du siehst, wie Kathri alt wird und schon recht langsam die Stiege hinauf geht. Es ist ein grosses Haus und braucht viel Arbeit. Wenn du gehst, Mariann, muss ich mich nach jemand umsehen. Der liebe Gott hat uns ohne Kinder gelassen, wie oft habe ich deswegen in die lange Nacht hinein Tränen vergossen. Seit du da bist, das habe ich vorher nie erleben dürfen, ist mir, als ob ich eine eigene Tochter hätte, so lieb bist du mir geworden.»

«Ihr seid wahrhaftig wie eine Mutter zu mir», sagte Mariann, «und ich danke Euch von Herzen dafür. Zu Hause haben sie jetzt auch Leute genug, seitdem Thedi heimgekommen ist und der jüngere Bruder wird auch bald aus der Schule kommen.» «Von daher wären also keine Einwände zu erwarten», meinte Frau Veronika, «wenn du magst, würde ich dir gerne den Haushalt übergeben. Ich habe ohnehin im Sinne, in

nächster Zeit bisweilen für einige Tage zu verreisen, zuerst nach Paris und dann wieder einmal zu meinen Leuten daheim. Mit Kathri bist du ja seit je gut ausgekommen. Ich wüsste dann, dass für sie gut gesorgt ist, auch wenn ich etwas länger fortbleibe. Du kennst jetzt die Arbeit. In der Küche könntest du noch allerhand dazu lernen und eine tüchtige Hausfrau für einen anspruchsvollen Haushalt werden. Aber wie ich sehe, machst du zu meinem Vorschlag nicht gerade ein fröhliches Gesicht.»

Und tatsächlich, Mariann schaute mit trüber Miene vor sich hin und begann dann zögernd zu sprechen: «Ehrlich gesagt, ich wüsste nicht, wo ich lieber sein möchte als bei Euch und in diesem schönen Haus. Aber wenn ich heimkomme, und Thedi erzählt von einem lustigen Tanzanlass, wie die jungen Leute zusammen ihr Gaudi haben, dann möchte ich auch gerne einmal eine Nacht durchtanzen. Am letzten Sonntag habe ich mit der Mutter in der oberen Kammer Ordnung gemacht. Sie hat eine gut verschnürte Schachtel aufgemacht. Da lag in Seidenpapier eingehüllt, sorgfältig eingebettet ihre Mädchentracht. Ich habe mir mit ihrer Hilfe dort oben unter dem heissen Dach die Tracht angezogen. Sie sass mir wie auf meinen Leib geschneidert. Mutter hat mich dann in die Kammer hinuntergeführt vor den Spiegel. Sie hätten mich kaum mehr gekannt, so lustig und hübsch habe ich ausgesehen. Meine Mutter hat mir die Haare gekämmt, das Band eingestekt und den Haarpfeil eingesteckt. Thedi kam dazu, hat noch den Vater geholt, zuletzt sind sie alle um mich herumgestanden. Thedi hat das Schwyzerörgeli geholt, und Vater hat mit mir durch die Stube getanzt und gesungen haben wir. Ich singe halt fürs Leben gern. Es wurde ein richtiges Fest, nur wegen der Tracht. Jetzt möchte mich Thedi ins Trachtenhörli mitnehmen.»

Solche Dinge wurden auf dem Schattenplatz vor dem Haus besprochen. Darnach hörte man eine helle Mädchenstimme und frohe Lieder im Haus am Geissweg und nicht selten stimmte Frau Veronika mit ein. Sogar Kathri kramte aus ihrer Erinnerung alte Lieder aus, wusste manche lustige Strophe und heitere Melodie, wenn schon ihre brüchige Stimme nicht mehr in die hohen Töne hinaufklettern wollte.

Mariann freute sich auf jeden Abend und versäumte keine Probe, und es kam vor, dass es von einem flotten Burschen den weiten Weg heimbegleitet wurde, oder gar im Auto hergebracht, wenn nach der Probe noch lange geplaudert und gespielt wurde.

Frau Veronika hatte auch nichts dagegen, wenn um Mitternacht noch ein Kaffee gebraut wurde und sich eine kleine Gesellschaft in ihrem Haus zu einem gemütlichen Schwatz zusammenfand. Wenn auf ein Fest zugerüstet wurde, oder eine Fahrt zu einem Trachtentreffen, dann kamen Telefonanrufe für Mariann oder Besucher am hellen Tag, und immer wollte Frau Veronika auch ein wenig mit diesen munteren, jungen Männern plaudern und genau wissen, was geplant und wo eine Aufführung zustande kam.

So eilten die Monate in den Winter hinein, dem Frühling zu und wieder über einen Sommer und ein Jahr, bis das glückliche Zusammensein ein jähes Ende fand.

Ein Notschrei aus Paris

Mitten am Tag, der Briefträger hatte kaum vor einer halben Stunde an der Türe geläutet, rief Frau Veronika, Mariann solle so gleich zu ihr in den Salon kommen. Mit einem Brief in der Hand sass sie im niedrigen, weichen Polsterstuhl. Mariann musste ihr gegenüber Platz nehmen, dort wo der Blick durch die Reihe der grossen Fenster über die Dörfer und bis auf den See schweifen konnte. «Mein liebes Kind», begann sie zu sprechen, «nun ist es soweit. Du musst jetzt die Welt kennen lernen. Es ist auch Zeit, dass du eine fremde Sprache lernst. Ich weiss nicht, wie sich deine Leute daheim dazu stellen. Darum wollen wir jetzt gründlich davon reden. Bei meinem letzten Besuch bei meiner Freundin in Paris habe ich dies genau mit ihr besprochen. Heute bekomme ich von ihr diesen Brief. Sie schreibt darin, sie sei in grosser Verlegenheit. Ihre Haushälterin habe sie wegen einem Todesfall plötzlich verlassen müssen, dazu sei ihr Mann mit Fieber im Bett. Es ist eine Frau, die ich seit vielen Jahren kenne, ist meine liebste und treueste Freundin, ich kann sie nicht im Stich lassen. Mariann, wir haben nicht ohne Absicht in den letzten Monaten hier nach französischen Rezepten gekocht. Du kannst dort diesen Haushalt übernehmen, wenn du willst und deine Kräf-

te nicht schonst. Sie spricht auch ein wenig deutsch, kann dir über die ersten Schwierigkeiten hinweghelfen. Und dann, wenn ihr Mann wieder gesund ist, kannst du eine gute Sprachschule besuchen, das hat sie mir versprochen.»

Auf dem Gesicht des Mädchens spiegelten sich wechselweise gegensätzliche Gefühle ab, Furcht und Überraschung, Angst und auch Freude, aber kein Wort kam über seine Lippen. «Auch für mich kommt dieser Brief unvorhergesehen und zu einem Zeitpunkt, der mich in Verlegenheit bringt. Ich weiss nicht, wer hier für dich einspringen soll. Ich habe für die nächsten Wochen Gäste erwartet und eine kleine Reise geplant. Andererseits denke ich, ein schmerzlicher Schnitt soll ohne Zögern getan werden. Für dich und dein Leben kann dieser Auslandsaufenthalt von entscheidender Bedeutung sein. Eine tüchtige Schweizerin soll doch mindestens zwei Sprachen gründlich beherrschen. Bei dieser Dame, in diesem Haus, lernst du nicht nur ein perfektes Französisch, auch Umgangsformen, wie du sonst nie dazu Gelegenheit haben wirst, und das bei gutem Lohn und bei vorzüglicher Kost, wenn du deine Künste gut anwendest.»

Endlich konnte sich das Mädchen zu einer Frage aufraffen und diese bestand nur aus einem einzigen Wort: «Wann?» Frau Veronika schwieg. Sie las nochmals den Brief und liess sich dafür Zeit. Da sie wieder aufschaute, sprach sie: «Sobald du willst, sofort, wenn deine Eltern einverstanden sind, am liebsten noch diese Woche. Am besten, wir fahren jetzt zusammen zu euch hinauf. Kleider hast du, und was du noch brauchst, kaufst du besser in Paris.»

Nun überstürzten sich die Ereignisse, bis Mariann im Zug durch eine fremde Landschaft rollte, über weite Felder, grüne Matten, an Wäldern und Landsitzen vorbei, die hinter hohen Baumgruppen versteckt, nur das Dach oder einen Turm sehen liessen, durch Städte mit hohen Kirchtürmen und noch höheren Wohnhäusern und dann nach langer Fahrt die Schrebergärten und Bauplätze sah, die Elendshäuser und schmutzigen Plätze, an denen der Zug in rasendem Tempo vorbeieilte in die riesengrosse Weltstadt hinein.

Der Empfang am Bahnhof war vorzüglich organisiert, Mariann hatte sich umsonst geängstigt, nur konnte sie die tolle Fahrt im Taxi durch das Gewimmel der vielen Autos nicht ohne Beklemmung überstehen. Die Unzahl von Menschen, das Gedränge auf den Strassen, die plötzlich wieder unübersehbar schnurgrad und in pompöser Breite durchfahren wurden, die Denkmäler und Paläste, dies alles wirbelte in Marianns Kopf wild durcheinander, bis vor einem schlanken, weissen Haus mit hohen Fenstern Halt gemacht wurde.

Seinen Koffer in der Hand wurde es über eine geschwungene Stiege in den ersten Stock hinauf begleitet, wo ihm eine Frau in einem schlichten, hellblauen Kleid entgegen trat, freundlich, nicht älter als Frau Veronika und bemüht, einige Worte in deutscher Sprache verständlich als Begrüssung auszusprechen.

Noch am gleichen Abend wurde Mariann mit dem kranken Herrn Gemahl bekannt gemacht, dessen Bettdecke mit Journalen und Schriftstücken übersät war und dessen Sprache das Mädchen noch weniger verstehen konnte.

Vom Fenster seines Zimmers aus sah es an steilen Dächern vorbei einen breiten, trägen Fluss, auf dem Motorboote aller Art und riesige Schleppkähne zu sehen waren. Das also ist nun mein Zuhause, dachte es und betrachtete das breite Bett, das Tischchen mit den geschweiften Beinen, den Schrank mit dem grossen Spiegel, die roten Streifen auf der hellen Tapete, den alten Teppich und schloss das Fenster, weil der Lärm von der Strasse nicht aufhören wollte. Wie kann ein Mensch bei diesem Geheul und Gedröhn seinen Schlaf finden, überlegte Mariann, den Kopf müde auf das Kissen gelegt und versuchte sich an den Abend zu erinnern im Haus am Geissweg, wenn das letzte Vogel-singen erklang. Oder an einen Morgen auf Obtossen, wenn der Schrei des Raubvogels die Stille zerriss, das Plätschern des Brunnens plauderte und der Tag in aller Ruhe dahergeschlichen kam.

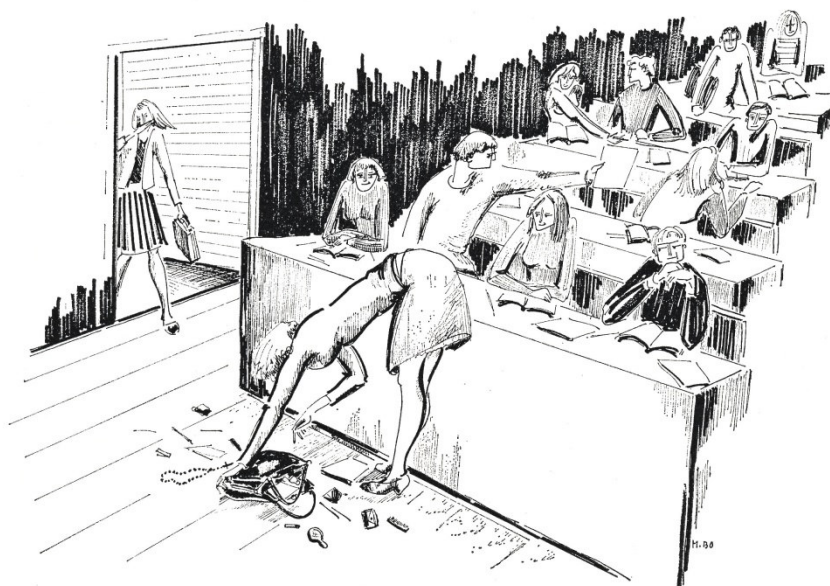
Von einer Freundschaft in der fremden Stadt

Anderntags und die nächsten Wochen blieb ihm nicht viel Zeit nachzusinnen. Frau Pernichon verschwand immer wieder im Krankenzimmer, hatte ihm auf einigen kurzen Gängen durch die Stadt die Geschäfte gezeigt, in denen es die Einkäufe zu besorgen hatte. Wohl wurde ihm jeden Morgen ein Zettel ausgehändigt, auf dem fein säuberlich aufgeschrieben war, wieviel und wo das Notwendige geholt werden sollte. Wenn es auch alle französischen Wörter, die ihm von der Schule her im Gedächtnis geblieben waren, wieder aufweckte, die Leute in den Geschäf-

gen Freunde und Bekannte, blieben über Mittag oder bis lange in den Abend hinein, wollten bedient und erfrischt werden.

In diesen Wochen begann auch ein neuer Kurs in der Sprachschule. Mariann lernte in der Untergrundbahn die verzwickten Verbindungen zu entschlüsseln, in Eile aus- und einzusteigen und gewöhnte sich an den eigenartigen Geruch, der dort in den Hallen und Zügen nicht zu vertreiben war.

Ein Völkergemisch aus aller Welt fand sich in dieser Schule ein, Hautfarben verschiedenster Tönung, ein Kauderwelsch in den Pausen zum Trümmeligwerden, Ansichten, von der äussersten Linken bis zu den Königs-



Kurz vor Beginn der Schulstunde fiel Mariann's Handtasche zu Boden.

ten sprachen zu schnell, es konnte ihnen nicht folgen.

Und doch waren diese ersten Wochen für Mariann, wenn auch eine harte, eine gute Kur. Herr Pernichon kam wieder zu Kräften, nahm wieder Kontakt mit seinen Geschäften auf, verbrachte jeden Tag Stunden am Telefon und wurde dann vom Arzt für längere Zeit zur Erholung in die Berge geschickt.

Unterdessen machte sich Frau Pernichon ein Vergnügen daraus, dem Bergkind aus der Schweiz Paris zu zeigen, mit ihm auswärts zum Essen zu gehen, in die Museen und, weil die Saison gerade begonnen hatte, auch ins Theater. Dies allerdings nur, wenn keine Gäste erwartet wurden, denn auch in der Abwesenheit des Hausherrn kamen und gin-

treuen wurden mit Temperament vertreten und alle Weltanschauungen prallten aufeinander.

Einmal, kurz vor Beginn der Stunde, fiel Mariann die Handtasche vom Pult. Spiegel und Lippenstift, Puderdose und Metro-Abonnement lagen auf dem Boden und auch sein Rosenkranz. Ein Mädchen eilte herbei und half ihm geschwind all die Dinge einsammeln. Mariann schenkte diesem Ungeschick keine weitere Beachtung.

Nach Schluss des Unterrichts, beim Überqueren des Schulhofes, kam eine junge Tochter auf Mariann zu und sagte: «Ich heisse Ruth, ich komme aus der Schweiz. Ich möchte mit dir reden.» Da diese Worte in Schweizer Dialekt gesprochen wurden, blieb Mari-

ann erfreut stehen, nannte ihren Namen, bot ihr die Hand und sagte: «Welch eine Freude, wieder einmal heimatliche Klänge zu hören. Ich bedaure nur, ich muss so schnell wie möglich heim. Wir erwarten Gäste und es ist weit.» «Macht nichts», sprach das Mädchen munter, «ich komme mit. Ich habe Zeit.»

Welch fröhliches Geplauder hob nun an, während sie sich an Schülern und Schülerinnen vorbeidrückten, dem Trottoir entlang eilten, nach rechts und links einbogen und die Stiege zur Metro hinunterhüpften. So erfuhr Mariann, dass das Mädchen am See wohnte, der vom Haus am Geissweg aus zu sehen war, schon oft das Tal durchwandert und durchfahren hatte und gerne in den Bergen herumkletterte. Eingezwängt zwischen die Arbeiter, die aus den Fabriken kamen und den rasend fahrenden Zug der Untergrundbahn benutzten. Im Vorbeihuschen der Lichter und Plakate sagte Ruth: «Ich habe den Rosenkranz gesehen, der dir aus der Handtasche gefallen ist, darum habe ich auf dich gewartet. Ich brauche dich! Wir müssen uns treffen, sobald du Zeit hast.» Mariann wollte erzählen, wie ihr die Mutter daheim vor dem Abschied das Versprechen abgenommen habe, nie ohne den Rosenkranz aus dem Haus zu gehen. Das sei ein immerwährender Schutz und eine Mahnung. Aber in diesem Gedränge und im aufmerksamen Beachten der Stationen und auch nachher im eiligen Lauf durch die Strassen war dies nicht gut möglich.

Vor dem Hause Pernichon tauschten sie die Adressen und Telefonnummern aus und beide trennten sich, froh über diese neue Bekanntschaft.

Ruth war nicht die einzige, die mit Mariann näher bekannt werden wollte. Das Bergkind hatte sich schon daran gewöhnt, auf der Strasse von Männern angesprochen zu werden und ihnen keine Beachtung zu schenken. Nun aber war ihm seit einigen Tagen ein junger, bärtiger Mann regelmässig nach der Schule in den Weg gestanden, der ihm wegen seiner kuriosen Kleidung aufgefallen war. Immer wieder versuchte er, mit Mariann ins Gespräch zu kommen, erhielt aber weder Gruss noch Antwort. Nun sah es, dass er es bis zur Metro und auch im Zug verfolgte und ihm bis vor das Haus nachlief. Davon beun-

ruhigt, erzählte Mariann daheim von diesen missliebigen Begegnungen.

Frau Pernichon meinte, das sei eben in Paris nicht zu vermeiden. «Geh ihm aus dem Weg, wenn du auch etwas später nach Hause kommst, verlasse die Schule auf der andern Seite, lass ihn ein paar Tage warten, dann wird er verschwinden. So geduldig sind nun die Pariser auch nicht, dass sie wochenlang vergebens herumstehen.»

Aber dieser gute Rat traf daneben. Eines Tages meldete sich bei Frau Pernichon ein Herr, tadellos, wenn auch etwas sonderbar angezogen und bat um eine Unterredung. Die Dame, wie immer freundlich, bat ihn, Platz zu nehmen und fragte ihn nach seinen Wünschen. Sehr beredt und höflich erklärte der Herr, er sei Kunstmaler, arbeite an einem grossen Gemälde und möchte unter anderem dort einen Mädchenkopf hineinkomponieren, ein frisches, offenes Gesicht, wie er es bei der Tochter gefunden habe, die nach seinen Beobachtungen hier im Haus wohne.

Mit einem Lächeln entgegnete Frau Pernichon: «Das ist ein Ansinnen, das ich wohl verstehe, nur bin ich für solche Pläne nicht sehr leicht zu begeistern. Wenn ich dazu mein Einverständnis geben wollte, dann müsste ich schon mehr von Ihnen wissen. Ich müsste Proben Ihrer Kunst und auch einige namhafte Empfehlungen zu Gesicht bekommen.» Der Kunstmaler entnahm seiner Mappe einige Blätter mit Zeichnungen und Malereien, die einiges Können verrieten und legte diese auf dem Tisch aus.

Nach eingehendem Betrachten sagte Frau Pernichon: «Diese Blätter verraten Talent und eine gute Schule. Nur müsste ich auch wissen, ob Sie der Urheber dieser Zeichnungen sind. Und wie viel Zeit brauchen Sie für die beabsichtigten Skizzen?» Der Kunstmaler war nicht verlegen: «Sie müsste für vier bis sechs Sitzungen zu mir ins Atelier kommen, je eine Stunde oder zwei.» «Dann ist unser Gespräch schon beendet», entgegnete die Dame, «Fräulein Mariann kommt nicht in Ihr Atelier. Wenn Sie die Skizzen hier in meiner Gegenwart machen und auch zuverlässige Empfehlungen bringen, dann will ich mit ihr reden.»

Der Kunstmaler wollte zuerst beleidigt auffahren, besann sich aber und begann davon zu reden, dass ein solcher Kopf nur schwer zu finden, sein grosses Gemälde weitgehend abhängig sei, ob es ihm gelinge, ausgesprochen echte Figuren einander gegenüber zu stellen, und dass er die Arbeit nur in seinem Atelier ausführen könne. Frau Pernichon stand noch immer am Tisch, betrachtete den bärtigen Mann gelassen und sprach: «Nächste Woche kommt mein Mann zurück, vielleicht reden Sie mit ihm. Aber bitte nicht ohne verbrieftete Empfehlungen.» Der Künstler verneigte sich elegant, bedankte sich und sagte mit gewinnendem Lächeln: «Madame, es war mir ein Vergnügen.»

Herr Pernichon kam aus den Bergen zurück, sonnenverbrannt und rundlich. Damit begann auch wieder die Zeit, da schon am Morgen um den Frühstückstisch eine Aufregung gewitterte, wenn die Gipfeli nicht knusperig waren, das Stangenbrot beim Brechen nicht richtig knackte, die Butter eine gelbliche Tönung aufwies oder die gewünschte Confitüre nicht auf dem Tisch zu finden war. Madame entschuldigte diese Nervosität mit dem aufreibenden Beruf ihres Gatten, der halbe Tage in der Börse um Vorteile kämpfte. Wenn er auch wahrscheinlich nicht nur Medizinen geschluckt und folgsam Liegekuren bis zur letzten Minute ausgehalten, vielleicht auch abends die Medikamente mit dem edlen Saft aus den Weinbergen des Burgunds verwechselt habe, er sei halt doch ein lieber und ein guter Mann und besuche regelmässig den Sohn in Mailand und seine Tochter im englischen Institut.

Auch Herr Pernichon war der Ansicht, das frische, muntere Gesicht Marianns sei malenswert, nur müsse vorerst der Beweis erbracht werden, dass der Künstler etwas Hübsches zustande bringen könne. In diesem Fall möchte er ihn auffordern, einige Skizzen zu machen, von denen man die eine oder andere als Entgelt für die Unannehmlichkeiten behalten würde.

Mariann kümmerte sich wenig um diese Gespräche. Seit Herr Pernichon wieder in Paris war, verdoppelte sich die Arbeit in der Küche, musste nach Speziellen Rezepten gebacken und gewürzt werden und das Herichten der Tafel verlangte alle Sorgfalt. Bis spät in die Nacht sass es in seinem Zimmer

vor den Büchern, durchpflügte die Grammatik und las französische Romane.

In der Schule konnte es gute Fortschritte machen, trotzdem es zwei Nachmittage abgeschlichen und mit Ruth in dem herrlichen nahegelegenen Park umhergewandelt war. Frau Pernichon hatte ihm oft gesagt, es solle seine Augen offen halten und beim Einkauf oder auf dem Schulweg die Schönheiten dieser Stadt geniessen. Ruth war ungebunden, lebte sehr gut in ihrer Pension, konnte über die freie Zeit nach Lust verfügen, hatte sich immer enger an Mariann angeschlossen und statt in tadellosem Französisch sprachen sie miteinander in urchigem Dialekt.

Auf einem solchen Gang durch den Park sah Mariann Tränen in den Augen der Freundin und fragte keck, ob es Heimweh habe. Die Antwort kam wie ein Sturzbach aus dem bedrängten Herzen: «Ich bin immer mitten drin. Mein Bruder schreibt und beklagt sich, man habe für ihn kein Verständnis. Die Mutter bittet mich in ihren Briefen, ihm den Kopf zurecht zu setzen. Mein Vater schreibt mir von Finnland, von Italien, vom Bosphorus, ich solle doch endlich dafür Sorge tragen, dass Raphael auf die Mutter mehr Rücksicht nehme und endlich sein Studium fortsetze, da ich doch wisse, wie die Mutter empfindsam und verletzbar sei. Sie kommt aus Südfrankreich, ist in einem Milieu aufgewachsen, in dem man sich gerne über schwierige Situationen hinwegtäuscht, auf den Sonnenschein vertraut, der ja gewiss wieder alles vergolde. Mein Bruder ist im Grunde ein guter Kerl, aber leichtsinnig und vertrauensselig, kann sich für einen Freund einsetzen, wenn der auch keinen Schuss Pulver wert ist. An schlechten Tagen vergisst er alles, läuft den Mädchen nach oder verhockt die Nächte in einer Kommune.»

«Raphael heisst er?» fragte Mariann, «ist also nicht wie sein Namenspatron ein Erzen- gel!»

«Jetzt hat er sich mit ganz schlimmen Leuten eingelassen, für die er durchs Feuer gehen will. Die Grossmutter hat mir geschrieben, ich soll für ihn beten. In Paris seien viele Heiligtümer und seit Jahrhunderten berühmte Wallfahrtsorte. Mariann, du musst mir helfen. Meine Gebete sind nicht so mächtig. Um meinen Bruder auf den rechten Weg zurückzubringen, braucht es Gewalt.»

Ruth, in ihrer Angst und Beklemmung brachte ihre Freundin dazu, an dieser Not von Herzen Anteil zu nehmen. Ja, es kam soweit, dass die beiden Mädchen die Schule schwänzten, um in die Muttergotteskirche an der Rue du Bac zu wallfahren, ein Heiligtum, dem viele ausserordentliche Bekehrungen zu verdanken sind.

Am Morgen wieder den Schrei des Raubvogels hören

Paris, die Stadt der grossen Könige, im Zauber ihrer unvergänglichen Bauten, die Kathedrale, Versailles, die Plätze, von harmonischen Bauwerken umschlossen, was birgt diese Stadt für Gegensätze. Opern und Schauspiele mit Weltberühmtheiten und daneben das Elend und die Grausamkeit unentrinnbar für die Betroffenen.

Frau Pernichon wollte Mariann diese, ihre Heimatstadt, im schönsten Licht zeigen. Sie wollte ihm auch die Schönheit der französischen Sprache liebenswert machen, im Gespräch, im Umgang mit ihren Gästen, durch Bücher und im Theater.

Einige Monate, vielleicht ein Jahr waren vorgesehen. Nach anderthalb Jahren erst wurde die Abreise vorbereitet und dann noch verzögert, weil dies und das noch zu sehen, eine Reise ans Meer eingeplant wurde.

Und doch kam der Tag, da Mariann am Bahnhof stand, wieder im Gewühl der Menge, im gleichen Bahnhof, den es ängstlich und beklommen bei der Ankunft durchschritten hatte. Mit Tränen in den Augen umarmte und küsste sie voller Dankbarkeit Frau Pernichon, um heimzukehren in das kleine Haus mit dem breiten Dach, das hoch über den Dörfern in der ebenen Bergmatte stand. Welch ein Gegensatz, dort der leise Schritt über bunte Teppiche, hier das Poltern der schweren Schuhe. Dort der Duft der leckeren Speisen, hier der grosse Kübel neben dem Herd, in dem für die Schweine das Futter gewärmt wurde.

Im Schreiten über den Bach und durch die gemähte Wiese auf das Haus zu, seine unverlierbare Heimat, wie war Marianne voller Freude heimzukehren, der guten Mutter in die Augen zu schauen, dem Vater die Hand zu reichen, zu staunen, wie die Brüder grösser geworden, in die vertraute Stube zu tre-

ten, in der wohltätigen Stille zu schlafen und am Morgen den Schrei des Raubvogels zu hören und die Hühner, die gackernd vor ihm flohen.

* * *

Dies ist also die lange Geschichte, warum beim Radiofest auf der Bergterrasse, vor dem Hotel bei Lied und Musik und fröhlichem Plaudern das Mädchen vom Obtossen die Rede des Tafelmajors in tadelloses Französisch übersetzen konnte. Und warum Zeno, der Sohn des Lehrers Tobias, seiner kranken Mutter von dem Mädchen schwärmte, von dem Naturkind, das Mariann über die lange Pariserzeit hindurch geblieben war.

Eigenartig, wie Frauen, die ständig an ihr Krankenzimmer gefesselt sind, Dorf und Tal nur von ihrem Fenster aus sehen können, doch genau Bescheid wissen, was unter den Leuten besprochen wird, wie es den Familien geht und was die Gemüter erregt.

Nur wenige Tage nach der Radiosendung auf dem Berg, abends, da Tobias wie üblich neben dem Bett seiner Frau sass und ihr von seinen Erlebnissen in der Schule erzählte, begann die Kranke davon zu reden: «Ich weiss nicht, in letzter Zeit ist Martha so bleich. Es ist mir gar, sie schleppt sich mühsam durch den Tag. Könnten wir es nicht irgendwie einrichten, dass sie ein paar Wochen ausspannen kann, irgendwohin in die Ferien, weit fort von dieser Krankenluft, in die Berge oder vielleicht ans Meer. Die Wochen und Monate gehen vorüber. Wenn ich nachdenke, ist Martha fast über zwei Jahre nie mehr von diesem Haushalt und meiner Pflege weg gewesen. Wenn sie uns auch noch krank wird, dann sind wir ganz im Elend.»

Mit gerunzelter Stirne hörte Tobias zu und meinte verdrossen: «Das sagst du jetzt, da die Ferien vorbei sind und ich jeden Tag mein volles Programm durchpauken muss. Im Herbst, da überall die Vereine ihre Anlässe durchführen und ich die Berichte für die Zeitung schreiben muss. Liebe Frau, wir gehören nicht zu den Kapitalisten. Du sprichst von einer Reise ans Meer und denkst nicht daran, dass Zeno in Belgien studiert und Ruedi ins Gymnasium geht.» «Nein, daran denke ich nicht», sprach die weiche Stimme

aus den Kissen, «ich sehe nur, dass unser liebes Kind eine Erholung dringend nötig hat. Ich weiss auch, wie es darunter leidet, dass es wegen meiner Erkrankung vom Seminar zurückkommen und diesen Haushalt und die Pflege übernehmen musste und nun ist es am Ende seiner Kräfte.»

«Du siehst Gespenster», entgegnete ihr Mann, «Martha ist munter und guter Dinge. Beim Mittagessen plaudert sie wie immer, hüpft die Stiege hinauf, rennt in den Garten. Ich sehe keinen Unterschied.» «Du willst ihn nicht sehen, mein Lieber, bist fast den ganzen Tag ausser Haus und bis über alle Ränder beschäftigt. Wir dürfen unser Kind nicht ausnützen, bis seine Gesundheit ruiniert ist.»

«Also, jetzt hör bitte auf», unterbrach Tobias erbost ihre Worte, «abgesehen von den Finanzen, wo kann ich jemanden finden, der hier einspringt. Du sprichst von Wochen. Kann ich eine solche Person herzaubern? Überall höre ich die Klagen, es sei niemand zu bekommen.»

Frau Jeannette legte ihre zarte Hand auf ihre bleiche Stirne und sagte bittend: «Nicht in diesem Ton, Tobias! Ich bin mich nicht gewohnt, von dir harte Worte zu hören. Wenn du dir Mühe gibst, wirst du bestimmt einen Ausweg finden. Denk einmal an all die Mädchen, die du in der Schule gehabt hast. Viele sind jetzt erwachsen und tüchtig. Wie ich gehört habe, ist die Mariann vom Obtossen, seitdem sie heimgekommen ist, noch nicht in eine feste Stelle eingetreten. Die Leute dort oben könnten sie bestimmt für kurze Zeit entbehren. Bitte, frag doch bei ihnen an. Und wegen dem Geld. Ich habe vor wenigen Tagen einen schönen Zins von daheim bekommen.»

Immer noch ungeduldig sagte Tobias: «Die dort oben haben nicht einmal das Telefon. Muss ich auf gut Glück dort hinauf rennen. Morgen abend ist Männerchor, übermorgen Parteiversammlung, am Samstag ein auswärtiger historischer Verein, darüber muss ich Artikel schreiben. Sag mir bitte, wann kann ich mich für eine solche Bergtour freimachen?»

«Muss ja auch nicht morgen oder übermorgen sein», gab sie zurück, «du wirst das überdenken und gewiss einmal Zeit finden. Vielleicht triffst du Marianns Mutter im

Dorf. Und achte dich, wie mühsam Martha ihre Arbeit verrichtet.»

Die Lebensretterin

In dieser Nacht fand Tobias lange keinen Schlaf. Er überdachte die letzten Jahre und den Tag, da seine Frau am Morgen wie tot in den Kissen lag, ohnmächtig und ohne ein Lebenszeichen. Wie der Arzt unschlüssig am Bett stand und ihm nicht wagte, die volle Wahrheit zu sagen, dass diese noch junge und temperamentvolle Frau vom Schlag getroffen, wahrscheinlich kaum je mehr eine Stiege hinauf gehen oder in der Küche stehen könne. Er erinnerte sich an die Spezialisten aus der Stadt, die ähnliche Prognosen stellten. Wie er seine Tochter Martha bat, für kurze Zeit ihr Studium am Lehrerinnenseminar zu unterbrechen, und wie sie seither ohne zu klagen Pflegerin geworden und den Haushalt geführt hatte. Ein liebes Kind, das tatsächlich nicht verdiente, ohne Schonung eingespannt zu bleiben.

Schon nach zwei Tagen stieg Tobias den Bergweg hinauf, mit wenig Hoffnung, aber im Willen, alles zu versuchen. Und wie er gehnt hatte, konnte im Haus auf Obtossen nichts abgemacht werden. Mariann sei zu einer Freundin, die sie in Paris kennen gelernt habe, an den See gefahren. Man wisse nicht, wann sie zurückkomme, sie habe versprochen zu berichten, und wenn sie länger fortbleibe, die Adresse anzugeben. Eine Stellung habe sie bis jetzt noch nicht angetreten, sie habe ihnen hier geholfen, sei viel in die Berge gegangen und wolle zuerst die Luft der Grossstadt auspusten.

Also begab sich Tobias weiter auf die Suche, während Martha Prospekte durchblätterte, um einen Ort zu finden, an dem sie sich in kurzer Zeit gründlich erholen könnte.

Im Lehrerhaus schlichen die Tage träge dahin. Frau Jeannette, tagsüber in den Kissen hochgebettet, schaute durch das Fenster in die Landschaft hinaus, sah, wie sich die Wälder verfärbten. Schon waren die Tage vorbei, da sie für kurze Stunden in den Garten getragen werden konnte, nach einer Blume greifen, den Hummeln und Bienen zuschauen. Bald würde der kühle Wind eisig werden, Schneeflocken vor sich hertreiben, würden die Fenster nur für kurze Zeit geöff-

net, und statt frische Luft einatmen zu können, musste sie um die Ofenwärme froh sein.

Eines Abends, schon rüstete Martha ihre Mutter für die Nacht. Tobias sass in seiner Schreibstube über die Arbeit gebeugt, schreckte ihn das Läuten des Telefons aus seinem Sinnen auf, und er vernahm eine muntere, helle Stimme: «Herr Lehrer, die Mutter hat mir geschrieben. Ich bin noch am See, im Haus zur Lindenbucht, aber ich komme!» «Du bist's Mariann? Und du kommst zu uns? Das ist aber lieb von dir», rief er viel zu laut in die Muschel, «wann kommst du?» «Ich fahre am Morgen hier weg, gehe nur schnell heim, um etwas einzupacken. Am späten Nachmittag bin ich bei Euch, nur habe ich noch nie Kranke gepflegt, nur einmal einen übersensiblen Pariser, und nur wenn seine Frau die Nerven verloren hat. Ich freue mich!» Tobias wollte noch weiterreden, noch danken, aber das Klick hatte die Verbindung schon unterbrochen. Er eilte zu seiner Frau hinauf, sah, wie Martha vorsichtig Tropfen zählte, die in ein halbvolles Glas fielen und verkündete die Nachricht, die Freudenbotschaft. «Jetzt weiss ich nicht mehr ob 15 oder 19», klagte Martha. «Lass es gut sein», lächelte Frau Jeannette, «mir ist, ich könne diese Nacht auch ohne Tropfen schlafen.»

Nur Martha schlief schlecht. Was musste alles noch getan werden, bis Mariann kam. Wie viele Tage waren notwendig, um alle Aufgaben dieser heiklen Pflege zu besprechen? Wir würde sich Mariann anstellen? Zenos Zimmer musste hergerichtet werden. Die Unordnung, die er bei seiner überstürzten, letzten Abreise hinterlassen hatte, die vielen Bücher auf dem Tisch, auf dem Fenstersims, die Bilder an der Wand und das Bett, aus dem er die Matratzen herausgerissen und auf dem Boden montiert hatte. Kann diese Studentenbude bis am Nachmittag aufgeräumt und bewohnbar gemacht werden neben all der Arbeit, die täglich getan werden musste? Solche Gedanken plagten das gute Mädchen, bis es aufstand, im Nachthemd auf leisen Sohlen in Zenos Zimmer hinüberschlich, Licht machte, um das Chaos zu betrachten. Eine Ledermappe lag am Boden. Martha wollte sie aufheben, da fielen Steine heraus. Sieben Aschenbecher versperrten den Platz auf dem Tisch, ein Trink-

glas, ein Fiebermesser, Buntstifte, beschriebene Blätter, Zeitschriften und Hefte sah Martha herumliegen, schüttelte den Kopf und sagte halblaut: «Das kann ich nicht auch noch! Ich falle um vor Müdigkeit. Wenn Mariann hier schlafen will, soll es selber Hand anlegen und wenn es hier nicht zugreift, dann wird es auch die andere Arbeit nicht zustande bringen. Helf mir Gott, ich muss die paar Stunden noch schlafen!»

«Du bist meine Lebensretterin», begrüßte Martha das Mädchen, das anderntags mit zwei Koffern vor der Haustüre stand, «aber du musst dein Zimmer, das heisst, Zenos Zimmer, zuerst mit der Mistgabel ausräumen.» «Wird nicht so schlimm sein», lachte Mariann, «bei Frau Veronika musste ich nach jeder Party ein ganzes Haus ins Blei bringen. Wie geht es der Mutter?»

Dort wurde das Mädchen von zwei entgegengestreckten, bleichen Händen begrüßt. Die Wangen der Kranken röteten sich und die Augen schimmerten in jungem Glanz. «Ein Glück, dass du kommst! Martha ist am Zusammenbrechen. Siehst du, so anspruchsvoll bin ich. Du musst dich also auf allerlei gefasst machen und hast doch den Mut, Mariann, uns zu helfen!»

Dann zeigte Martha der neuen Haushälterin den Holzschopf, den Keller, das Haus bis zum Estrich, nur Zenos Zimmer wurde übergangen. Zugleich redete sie von den vielen Obliegenheiten, die täglich erfüllt werden mussten: «Bei der Mutter ist die Verdauung das schwierige Problem, weil sie zum Teil gelähmt ist, bedarf diese einer besonderen Sorgfalt. Vater verträgt keinen Durchzug, wehe, wenn das Fenster und eine Türe offen sind, dann hustet er wieder fürchterlich. Er arbeitet und raucht zu viel, sitzt bis in die Nacht hinein über seinen Artikeln, erstickt fast im Rauch seiner Pfeife und bekommt nachher Herzbeklemmungen, dann ruft er mir. Es ist gut, wenn du deine Türe nicht zumachst, damit du ihn hören kannst. Mit Ruedi hast du keine Schwierigkeiten. Er isst wie ein Bär, schläft wie ein Murmeltier, nur musst du darauf achten, dass er abends nicht abhüpft. Er liest Indianergeschichten, hat den Kopf voller Abenteuer und versucht, gelegentlich in der Dunkelheit zu verduften.»

Tobias kam aus der Schule zurück und fand die beiden Mädchen in der Küche, Ma-

riann vor einem Notizbüchlein sitzend und eifrig Rezepte aufschreibend. Die Begrüssung zwischen dem Lehrer und seiner ehemaligen Schülerin war geradezu stürmisch, er begann schon zu danken, bevor Mariann nur einen Besen in die Hand genommen hatte. «Verzeih, Vater», unterbrach Martha die grossen Worte, «du kommst mir gerade recht. Ich habe noch gewartet und bis jetzt Zenos Schlafstall noch nicht aufgemacht, dort soll Mariann sein Zimmer haben. Ich habe Angst, wenn es dort hineinschaut,

Im tiefen Schlaf unter liebevoller Bewachung

Eine Woche darnach reiste Martha in den Tessin, hatte beim Abschied mit Tränen die Mutter in die Arme geschlossen und schluchzend das Haus verlassen.

Nachdem dann eine weitere Woche verstrichen war, sass mitten in der Nacht Zeno auf dem untersten Treppentritt, zog geräuschlos seine Schuhe aus, stieg, jedes Knacken vermeidend, die Stiegen hinauf, war erstaunt, im Türspalt seines Zimmers einen



Er sah Mariann in seinem Bett, versunken in tiefen Schlaf.

rennt es davon. Dann musst du es festhalten.» So begaben sich alle drei dorthin. Mariann schaute in die Bude hinein und lachte: «Wenn ich im Zickzack von der Türe zum Bett gehe, komme ich sicher ganz gut durch. Eine Leselampe ist auch vorhanden, das Bränneli braucht nicht auf Hochglanz poliert zu sein, wenn nur Wasser kommt. Ich werde wahrscheinlich tagsüber wenig Zeit haben, hier zu verweilen und in der Nacht mache ich meist die Augen zu.»

Ruedi, der erst zum Nachessen vom Gymnasium heimkam, fand Mariann einfach toll. «Das ist eine Superbiene», brüstete er sich vor dem Vater, «mit der werde ich Pferde stehlen.»

Lichtschimmer zu sehen, schob die Türe sachtsam auf und sah in seinem Bett, selig schlummernd Mariann, die blonden Haare über das Kissen ausgebreitet. Ohne Geräusch, sachtsam trat er an das Bett und wagte kaum zu atmen. Weit vorgebeugt schaute er auf das Mädchen und dachte: «Ist das menschenmöglich?» Dann schloss er leise die Türe, tastete sich ohne Geräusche bis zum Lehnstuhl hinüber und setzte sich hin, ohne das entzückende Bild aus den Augen zu lassen. Ahnungslos lag das Mädchen in den Kissen in ruhigen Atemzügen, den einen Arm auf der Decke.

Zeno wollte die Schläferin nicht stören, möglichst lange den schönen Anblick geniessen. Nach einer Weile schweiften seine Augen zum Tisch hinüber und zum Bücherge-

stell, bemerkten, dass die Bände hübsch in Reih und Glied standen und die Zeitschriften aufgeschichtet waren, dass zwei Bilder an der Wand fehlten und sein alter Teppich wieder Farbe bekommen hatte. Genüsslich setzte er sich bequem und harrte der Dinge, die sich nun ereignen sollten. In gewissen Fällen aber verläuft der Traum nicht nach des Schläfers Wunsch.

Zeno hatte in der fernen Stadt bis weit über Mitternacht hinaus gearbeitet, gepackt und aufgeräumt, hatte sich am Morgen früh von seiner Schlummermutter verabschiedet, in den Zug gestiegen, war an der belgischen Grenze in einem Konflikt mit den Zollbeamten geraten, konnte erst mit dem nächsten Anschluss weiterreisen und war von der langen Fahrt so müde, dass ihm die Augen zufielen und er in seinem Lehnstuhl einschlummerte.

Da die Dämmerung aufwachte und das erste Licht des Tages durch das Fenster drang, öffnete Mariann die Augen, blinzelte ins helle Licht, schaute auf den Wecker und wollte schon die Lampe löschen, um noch eine gute Stunde glücklich zu ruhen. Da fiel sein Blick auf einen nackten Fuss, auf ein Männerhosenbein, auf die zusammengekauerte Gestalt.

Im ersten Erschrecken wollte es aufspringen, besann sich aber und begann nun seinerseits das Bild eines nichtsahnenden Schläfers zu geniessen, hob sorgsam das Buch vom Boden auf, fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und legte den Kopf erwartungsvoll auf das Kissen zurück. Der Kopf eines jungen Mannes, auf die Schulter hin geneigt, schlecht rasiert und vom Schlaf übermannt, ist nicht unbedingt bewundernswert. Immerhin betrachtete ihn das Mädchen ergiebig. Dann aber versuchte es mit Räuspern und Hüsteln eine Veränderung herbeizuführen, und als auch dies nichts nützte, begann es zu flüstern und immer lauter zu sprechen: «Herr Zeno! Herr Zeno!» Wie er nun die Augen aufriss, mit den Augendeckeln fackelte, aufschreckte und sich mit der Hand über die Stirne strich. «Herr Zeno, darf ich Sie bitten hinauszugehen, bis ich aufgestanden und angezogen bin?»

«Herr Zeno», wiederholte er erwachend, «Herr Zeno, was höre ich? Wir haben doch am Radiofest auf dem Berg Schmollis ge-

macht.» «Ja, das schon, aber so etwas gilt doch meist nur für einen Tag. Du bist Hochschulstudent und ich bin jetzt hier die Magd», sagte Mariann bescheiden und schaute ihn aus weit offenen, blauen Augen an. «Hinausgehen?» fragte er, «ich soll hinausgehen. Fällt mir nicht ein. Viele Wochen habe ich darauf gewartet, dich irgendwo zu erwischen, wo du mir nicht davonlaufen kannst. Jetzt hat mir das Glück diesen Augenblick geschenkt, jetzt soll ich hinausgehen, nein! Wegen dir habe ich von der Uni Urlaub genommen. Der Vater weiss noch nichts davon. Die Mutter hat mir geschrieben, du seiest da, sofort habe ich geschaltet, um heimzukommen. Aber ich habe nicht gedacht, dass du in meinem Zimmer schläfst, in Marthas Bett habe ich dich vermutet. Nun aber gehe ich nicht vom Fleck, bis ich dir erzählt habe, wie du mir keine Ruhe lässt, mich in den Vorlesungen, beim Studieren, sogar in der Kneipe bei meinen Kameraden verfolgt und heimziehst. Das war kein richtiges Arbeiten mehr, am Morgen schon beim Erwachen die Sehnsucht, den Tag über Langezeit, am Abend die Wut.»

Mit einem schelmischen Lächeln um die Lippen fragte Mariann: «Und das soll ich dir glauben? Das sind Worte, die anderntags der Wind verbläst. Kommt heim, findet sein Ideal wehrlos und im Traum und schläft daneben ein.» Fast gar hätte er ihm mit Händen und Armen bewiesen, was er soeben gesagt. Er wollte aber das Glück nicht ausnützen, das ihm ein gnädiges Geschick geworfen hatte. Er setzte sich auf den Bettrand und begann heftig und eindringlich zu reden.

Eine Stunde noch beherrschte sich der Wecker, dann aber zerriss er mit seinem grellen Glockenton das traute Gespräch. «Und jetzt», fuhr das Mädchen auf, «jetzt, wenn du nicht sofort hinausgehst, reisse ich dir die Haare aus, büschelweise vorn und auf der Seite.»

Diesmal gehorchte er dem Befehl und ging, nicht ohne immer wieder zurückzuschauen, auf seinen blossen Füßen, zur Türe hinüber und hinaus, gesenkten Hauptes, weil er nun daran denken musste, wie er seinem Vater die plötzliche Rückkehr, mitten im Semester, verständlich machen könne.

Diese Besprechung, schon seit Tagen befürchtet, erfolgte schon in voller Wucht beim

Frühstück. Vater Tobias war nicht ein Mann, der sich gerne an der Nase herumführen liess. Ruedi hatte schon früher mit Mariann in der Küche gegessen. Der Tisch war nur für zwei gedeckt. Und da der Vater seinen Sohn am Tisch sitzen sah, in ein Butterbrot beisend, die volle Tasse vor sich, blieb er im Schreck stehen, fuhr sich mit der Hand über die Augen und rief: «Sehe ich recht? Wie kommst du hierher? Haben sie dich gejagt? So sprich doch!» «Guten Tag, Vater», sagte Zeno und wollte weiterreden. Aber Tobias war derart erregt, dass er ihn nicht zu Worte kommen liess. Zeno liess alle Vorwürfe, Vaters Befürchtungen und Ängste über sich ergehen. Nach jedem Satz wurde sich der Sohn bewusst, dass ihm alle seine Trümpfe aus der Hand genommen wurden und nur Ehrlichkeit und Offenheit seine Haut retten konnten. Zeno wusste, dass sein Vater so oder so pünktlich zur Schule gehen würde. Es blieben ihm also nur wenige Minuten zur Verteidigung und er begann: «Mit den Examen ist alles in bester Ordnung. Ich habe noch eine Seminararbeit abzugeben, die kann ich ebenso gut zuhause ausarbeiten und schreiben. Ich habe Urlaub genommen, weil ich jetzt Geld verdienen will, kann die Studien auch später abschliessen. Martha möchte auch gerne weiterstudieren, dabei musst du für mich Unsummen bezahlen. In den Ferien habe ich in Utrecht in einer Firma gearbeitet, die überall in der Welt Bohrungen vornimmt, sie wollten mich nach Schweden schicken, mit einem Gehalt, das uns tolle Sprünge gestatten würde. Nun möchte ich noch die Arbeit abschliessen und einsenden, die mir einen soliden Ausweis verschafft und dann ein paar Jahre tüchtig hineinknien. Ein zünftiges Auslandpraktikum hat noch nie geschadet, und manch ein Ingenieur wäre froh, er hätte nicht nur studiert, sondern auch zugegriffen.»

Mit einer nervösen Bewegung sah Tobias auf seine Armbanduhr, liess den Kaffee in der Tasse stehen und sagte im Hinausgehen: «Wir reden dann noch davon.»

Zeno blieb am Tisch sitzen, ohne nach der Tasse oder dem Brot zu greifen. Mariann kam herein, um zu schauen, ob es abräumen könne und fragte: «War es sehr schlimm?» Zeno hatte auf den Tisch gestarrt und nicht gesehen, dass das Mädchen hereinkam. Jetzt

schaute er auf, schüttelte den Kopf und sagte: «Ich lebe noch und der zweite Teil wird mich auch nicht zu Boden werfen, wenn du mir nur hilfst.» Er sah in das offene, gütige Mädchengesicht und konnte weder Zustimmung noch Weigerung herauslesen. Er hörte nur, wie Marianns Stimme die Worte sprach: «Vielleicht könntest du jetzt zu deiner Mutter hinaufgehen. Ich habe mit ihr gesprochen. Sie kann dir wohl besser helfen», dann trug es Vaters Tasse hinaus.

«Ich freue mich, dass du da bist, mein Sohn», jubelte sie und nahm Zenos Küsse mit Freude entgegen, erwiderte sie, hielt seinen Kopf in ihren Händen und wollte ihn nicht mehr loslassen, «du weisst schon, was du tust. Auf dich ist Verlass! Ich habe mich nie in dir getäuscht!»

Des Herrn Pfarrers Wunsch

Wer nun glaubt, Zeno sei die Wochen bis zu Marthas Heimkehr vom frühen Morgen bis in den späten Abend daheim geblieben, um seine Angebetete zu umschleichen, ist falsch beraten. Oft stieg er schon in der Frühe in die Berge, seinen Steinhammer und ein Zmittag im Rucksack, kletterte in den Schutthalden herum, zwängte sich in die Löcher hinein. Nur gegen Abend kam er rechtzeitig zurück, damit ihm auch ein kurzes Stündchen blieb, um der Mutter eine Freude zu machen. Die letzten Blumen brachte er ihr, interessante Versteinerungen und einmal auch ein Stück Dörrfleisch vom Obtosson. Bei diesem Plaudern mit der Mutter hatte Mariann nicht selten etwas in der Kammer für die Nacht herzurichten. «Ich habe in der Stube bei euch ein Porträt von dir gesehen, Mariann, pfiffig gemalt, mit Schmiss und Rasse. Ich habe dich sofort erkannt. Bist du in Paris oft mit Künstlern zusammengekommen, in den Ateliers herumgerutscht?» «So ungefähr jeden zweiten Tag», gab das Mädchen lachend Bescheid, «diese Skizze habe ich geschenkt erhalten, für das stundenlange Stillsitzen. Grosszügig sind die Leute in Paris!»

Am Abend, während dem Tropfenzählen forschte Frau Jeanette ängstlich: «Aber das stimmt doch nicht, was du heute von den Pariser Künstlern gesagt hast?» Geheimnisvoll flüsterte Mariann: «Wenn Sie es ihm nicht sagen, will ich Ihnen verraten. Ich habe nie

ein Atelier von innen gesehen. Und das Bild wurde in Gegenwart von Frau Pernichon nahe an einem der hohen Fenster im Salon gemalt. Er aber darf es nicht wissen. Ich bin gespannt, ob er wieder darnach fragt. Ich möchte wissen, ob er eifersüchtig ist.»

An gewissen Tagen kam der Herr Pfarrer zu Frau Jeannette auf Besuch, brachte ihr die heilige Kommunion und blieb dann zu einem guten Gespräch bei ihr. Mariann achtete darauf, diese Feierstunde nicht zu stören. Einmal aber wurde es hereingerufen, der Herr Pfarrer habe mit ihm zu reden.

«Nimm einen Stuhl, liebes Kind, und komm recht nahe, ich möchte auch hören, was zwischen euch verhandelt werden soll», befahl Frau Jeannette.

«Fräulein Mariann», begann der Pfarrer würdevoll zu sprechen, «ich habe eben vernommen, wie gut die liebe Patientin versorgt wird. Viel Rühmenswertes habe ich vernommen.» Mariann in seiner frischen Art unterbrach des Pfarrers Rede keck und sagte: «Frau Jeannette kommt aus dem Jura. Dort übertreibt man gern. Sie müssen nicht alles für bare Münze nehmen.» «Immerhin», fuhr der geistliche Herr fort, «auch die Hälfte ist noch erfreulich genug. Ich will keine langen Umschweife machen. Mir ist dabei in den Sinn gekommen, dass wir in unserer Pfarrei keinen Menschen haben, der den Kranken und Armen beistehen will, für ein paar Tage in der grössten Not einspringt und es auch wagt, eine Unordnung anzutreffen. Aber wenn Sie, wie ich höre, von feinen Herrschaften in Paris zurückkommen, wird wohl mein Ansinnen nicht gut aufgenommen, denke ich mir.»

«Sie müssen verzeihen, Herr Pfarrer, auf diese Idee wäre ich noch nie verfallen», bemerkte das Mädchen zögernd, «nicht darum, weil ich nur zu reichen und vornehmen Leuten gehen möchte. Auch dort ist oft viel Kummer, schlimmer vielleicht als anderswo. Ich weiss nicht, was ich in der nächsten Zeit unternehmen will.»

«Wenn ich wieder einmal keinen Rat weiss», fuhr der Pfarrer fort, «werde ich Ihnen Bericht geben, nur habt ihr auf Obtosen kein Telefon.» «Das ist meines Vaters Schrulle», erklärte das Mädchen lachend, «er will nicht und lässt sich nicht überreden und wie man sieht, hat das doch bestimmt

auch seine Vorteile.» Mariann zupfte der Patientin die Kissen zurecht und verabschiedete sich höflich.

Ein geheimnisvoller Besuch und peinliche Verhöre

Wenn auch nicht in des Pfarrers Auftrag wurde Mariann, kaum war Martha aus der Erholung zurückgekommen, zu einer Familie in Not gerufen und zwar nicht in eine Elendshütte, sondern in das schöne Haus in der Lindenbucht am See.

Ruth hatte ihre Freundin mit dem Auto abgeholt und ihr auf dem Weg schon das Schlimmste berichtet. Ihre Mutter sei in Verzweiflung, der Vater auf Geschäftsreise in Ägypten, sei seit einer Woche weder telefonisch, noch schriftlich, noch durch das Konsulat erreichbar. Entsetzliches sei zu befürchten. Aber das nicht allein! Ihr Bruder Raphael sei von Zürich heimgekommen, habe einen Freund, einen Ausländer mitgebracht, der ständig im Zimmer hocke, mit elektrischen Apparaten herumfummle und von niemandem gesehen werden wolle. Ein sehr verdächtiger Mann, dem nun die Mutter ausgeliefert sei, weil sie ihrem Sohn nichts abschlagen könne. Die Mutter hätte schon einen Herzanfall gehabt und sie angefleht, irgendwen herzurufen, der imstande sei, Raphael zur Vernunft zu bringen und den Russen oder Kroaten aus dem Haus zu vertreiben. Nur Mariann sei ihr eingefallen, sie könnte wenigstens die Mutter vor einem neuen Anfall verschonen.

Das war eine ungemütliche Fahrt talab und um den See. Ruth in ihrer entsetzlichen Aufregung beschleunigte das Tempo, missachtete die Tafeln am Strassenrand, konnte im letzten Augenblick noch einem Lastwagen ausweichen, um sich blind in neue Gefahren zu stürzen.

Herrlich lag das Haus in der Lindenbucht am Ufer. Ruth liess den Wagen vor der Garage stehen und eilte mit ihrer Freundin durch den Garten. Da sah Mariann, wie sich ein bärtiger, zottiger, junger Mann aus dem Gebüsch näherschlich, auf den Wagen zuing, hinter das Steuer sass und frech rückwärts in die Strasse hineinschwenkte. Mariann ergriff Ruths Arm, zeigte auf den weg-fahrenden Wagen und sagte: «Jetzt seid ihr den Russen los, er haut ab!» Aber das Mäd-

chen schüttelte den Kopf und sagte: «Das ist mein Bruder. Er hat wohl schon lange gewartet, bis ich mit dem Wagen zurückkomme, damit er zu seinen Vergnügen fahren kann.»

Vor dem Bootshaus lag ein Motorboot vertäut und ein Ruderschiff schaukelte auf den Wellen. «Siehst du», deutete Ruth auf das Wasser, «er hat auch diese nicht unter Dach gestellt. Alles lässt er stehen und liegen, wenn er heimkommt. Ist ihm egal, ob der Sturm die Schiffe hinaustreibt oder zerschlägt. Aber komm jetzt zur Mutter.»

Sie fanden Frau Magdalen vor dem Spiegel sitzend, bemüht, die Fülle ihrer dunkeln Haare zu einer Frisur zu ordnen. Mit nervösen Fingern hantierte sie mit Kämmen und Haarnadeln. Im Spiegel sah sie die beiden Mädchen eintreten und sagte, ohne sich umzuwenden: «Gut, dass ihr endlich kommt. Hilf mir, ich bin nicht einmal im Stande, die Haare anständig aufzustecken. Von Kairo ist noch kein Bericht gekommen. Die Bundesanwaltschaft in Bern hat heute angerufen, von Vater fehlt jede Spur. Sie glauben aber nicht, dass es sich um eine Entführung handelt. Aber wie sollen sie das wissen, wenn sie nicht einen winzigen Anhaltspunkt haben.» Ruth, ebenfalls aufgeregt, bemühte sich, ohne viel Geschick, Mutters Frisur in Ordnung zu bringen.

Im Spiegel betrachtete Mariann das ebenmässige Gesicht mit der hohen, schmalen Stirne, den kühn geschwungenen Lippen und der aristokratischen Nase, sah das Flackern der Augen, die Müdigkeit, die sich in diese Züge eingenistet hatte und hörte, wie sie weitersprach: «Heute auf meinem Gang durchs Haus habe ich am Stiegegeländer eine Perücke gefunden, eine Männerperücke mit blonden Haaren, sie ist an einer Verzierung des Treppengeländers hängen geblieben, gehört wohl auch diesem Sergius, der im Haus jedoch nirgends zu sehen ist. Raphael hat gesagt, er wolle mit ihm zusammen droben im Zimmer essen, aber gekocht ist noch nicht. Ich wäre am Herd umgefallen. Vielleicht könnte Mariann etwas herrichten. Von allem ist genug da, sie wird es schon finden. Sie weiss ja, wo die Vorräte sind.» Ruth schaute ihre Freundin mit einem bitrenden Blick an, worauf Mariann das Zimmer lautlos verliess.

Tatsächlich fand es Esswaren genug für noch so viele Mahlzeiten und begann zu kochen, musste sich überlegen, ob es für vier oder fünf Personen zurüsten solle, ob der Russe oder Kroate ein starker Esser sei, ob Raphael zum Nachtessen zurückkomme. Damit beschäftigt, für ein reichliches Mahl zuzurüsten, sah es zwei Herren auf das Gartentor zukommen, der eine ziemlich umfangreich, beide in grau gekleidet mit Mappen unter dem Arm. Hörte das Gieren des Eisentors, Schritte auf den Steinen und sah einen prall gefüllten Stoffbeutel von oben her auf den Rasen fallen.

Mariann fühlte sich nicht berechtigt, auf das Läuten hin an die Haustüre zu gehen, blieb am Fenster stehen, neugierig, was nun wohl mit dem Reisesack im Gras geschehen werde. Kaum vernahm es die ersten Worte an der Türe, erschrak es, weil eine schlanke, wendige Männergestalt an der Aussenwand hinabkletterte, in zwei Sprüngen den Stoffbeutel erreichte und mit ihm im Gebüsch verschwand. Nur einen Augenblick konnte es des Flüchtigen Gesicht sehen, ein dunkelhaariger verwegener Tip mit einer Boxernase und einem vorspringenden Kinn. «Nun also sind wir den Russen los», dachte Mariann und legte zwei Fleischstücke in den Kühlschrank zurück.

Indessen hatte Ruth die Herren eingeladen und sich mit ihnen in die grosse Stube gesetzt. Sie bewunderten die prächtige Aussicht, die hohen Lindenbäume, die bei jedem Windstoss freigebig ihre Blätter über die Matte streuten. Sobald die Mutter eintrat, stellten sich die Herren als Beamte der Bundesanwaltschaft vor. Frau Magdalen erbleichte, griff sich ans Herz. Mühsam und nach Atem ringend erhob sie sich und sprach beklommen: «Meine Herren, entschuldigen Sie mich, ich bin leidend. Gestatten Sie, dass ich mich zurückziehe. Meine Tochter Ruth wird Ihnen jede verlangte Auskunft geben.»

Ohne ihnen die Hand zu reichen, schwankend verliess sie den Raum. Ruth wollte ihr nacheilen. Die Mutter hatte aber bereits die Türe zugezogen.

«Was führt Sie hieher», fragte das Mädchen. «Das plötzliche Verschwinden Ihres Vaters lässt uns vermuten, es stehe mit einem andern Fall, der sich auch kürzlich in Kairo zugetragen hat, in Verbindung», er-

klärte der Dicke, «wir möchten überprüfen, ob diese Vermutung berechtigt ist und bitten Sie, uns nähere Auskunft über die Tätigkeit Ihres Vaters zu geben.» Das Mädchen, sichtlich erleichtert, begann zu berichten: «Vater erzählt uns nicht viel über seinen Beruf. Wir wissen, dass er für eine Finnische Gesellschaft arbeitet und für sie Verträge über technische Hafenanlagen, Krane, Hebemaschinen und was zum Entladen von Schiffen nötig ist, abschliesst. Er hat in allen Ländern mit Grosskaufleuten, mit Behörden zu tun. Die Abschlüsse, die er tätigt, gehen meist in die Millionenbeträge. Vor vier Wochen war er in Bordeaux und ist von dort nach Ägypten beordert worden.»

«Noch eine Frage, Fräulein Ruth, wenn ich mich nicht verhört habe. In welcher Richtung ist Ihr Vater politisch engagiert?» «Wir sprechen wenig über Politik», antwortete das Mädchen, «wenn er daheim ist, will er sich ausruhen, die vielen Auslandtelefongespräche, die er führen muss, lassen ihm auch dazu wenig Zeit. Sie haben wegen der Politik gefragt? Ich glaube, das finden Sie in seinen Akten, er ist Major bei der Artillerie.»

«Und Ihr Bruder?», fragte nun der Schlanke mit der schwarzumrandeten Brille, «was ist er im Militär?» Ruth konnte ein Lächeln nicht verkneifen und gab mit einer wegwerfenden Handbewegung Auskunft: «Er hat die Rekrutenschule gemacht, aber zum grossen Ärger Vaters hat er sich vor der Unteroffiziersschule gedrückt. Den Wiederholiger brachte er mit Ächzen und Stöhnen hinter sich.» «Und politisch ist er in der gleichen Partei wie der Vater?» Diese Frage wurde sehr spitz gestellt. Ruth wagte nicht, eine direkte Antwort zu geben. Sie sagte nur, es wäre wohl gut, wenn die Herren ihn selber fragen würden, er sei nur kurz mit dem Wagen weggefahren und komme wahrscheinlich bald wieder zurück. «Darf ich Ihnen eine Erfrischung aufstellen. Mutter wird mich schelten, dass ich nicht früher darnach gefragt habe.»

Nach einigem Zögern entschlossen sich die beiden für ein Glas Wein. Bis die Flasche entkorkt und die Gläser gefüllt waren, trat der Bebrillte zum Büchergestell hinüber und besah sich mit Interesse die Titel der vielen Bände. In aller Höflichkeit wurde mit Ruth angestossen und gefragt, ob die Mutter sich

vielleicht unterdessen soweit erholt habe, dass sie mit ihr auch noch einige Worte sprechen könnten. Es sei leider unerlässlich und sie seien so weit hergekommen. Sie habe doch sicher das grösste Interesse, dass der Aufenthaltsort ihres Mannes möglichst bald ausfindig gemacht werden könne.

Nun wurde auch sie verhört, ohne besondere Rücksicht auf ihren leidenden Zustand. Dabei wurde Ruth höflich hinauskomplimentiert. Sie rannte in die Küche, fand diese leer, sprang die Stiegen hinauf und fand Mariann eifrig damit beschäftigt, mit ungeeigneten Instrumenten die geschlossene Türe des Gastzimmers zu öffnen. «Raphaels Freund ist fort, er ist aus dem Fenster geflüchtet. Ich will schauen, was er zurückgelassen hat», flüsterte Mariann. Ruth war damit nicht einverstanden: «Lass das, wir werden mit Raphael reden, sobald er zurückkommt.»

Darauf zu warten, wurde nun wahrhaft zu einer Geduldsprobe. Die Herren hatten sich mit hundert ungelösten Fragen verabschiedet, jede Hilfe versprochen, sogar die Geheimnummer ihres Büros in Bern angegeben. Frau Magdalena, vollständig erschöpft, flüchtete mit ihren Kopfschmerzen auf ihr Bett. Die beiden Mädchen bemühten sich, das Nachtessen warm zu halten, ohne dass der Braten ungeniessbar wurde und rätselten über den undurchsichtigen Besuch. Plötzlich hörte Mariann Schritte im Haus, sprang auf und die Treppe empor, blieb stehen und horchte, schlich dem Schlurfen nach und sah, wie der Geflüchtete in der Türe verschwand, die zu öffnen ihr nicht gelungen war.

Nun kamen neue Rätsel dazu, die in der Küche eifrig beredet wurden. Ruth schaute zur Mutter hinein, fand sie ruhig schlafend und kehrte in die Küche zurück, da ihr Auto von der Strasse einschwenkte. «Mutter schläft», berichtete sie «und Raphael ist eben zurückgekommen. Jetzt ist der Augenblick günstig. Jetzt müssen wir ihn in die Zange nehmen.»

Raphael in Seglerhosen und hellgelbem Seidenhemd, eine Jacke lässig über die Schulter geworfen, schlenderte den Korridor entlang und trat, mit der Zigarette im Mund, in die Küche. «Ah ha, entschuldige, du hast Besuch?» «Meine Freundin Mariann», stell-

te Ruth vor, «übrigens, wenn du essen willst, in wenigen Minuten sind wir soweit.» Der elegante Bruder verbeugte sich vor Mariann, bot ihm die Hand und sagte: «Sehr erfreut, junge Dame, leider habe ich Sie während Ihrem letzten Aufenthalt in unserem Haus verpasst, habe aber viel von Ihnen gehört, wirklich sehr erfreut.» «Ob du jetzt essen willst, habe ich gefragt?» «Warum nicht, wenn zarte Hände ein gutes Mahl bereit halten, aber ich esse oben mit Sergius», dies sagte er in einem Ton, der keine Widerrede duldete.

Mariann liess sich von dem geschliffenen Benehmen nicht beeindrucken und meinte keck: «Sie haben einen sehr merkwürdigen Freund, Herr Raphael, ich habe gesehen, wie er an der Hauswand heruntergeklettert ist, während die Herren von der Bundesanwaltschaft Einlass verlangt haben.» Bei dem scharf ausgesprochenen Wort muckte der Bruder auf, aber sogleich glätteten sich seine Züge wieder, da er erklärte: «Ja, er ist turnerisch auf Kante. Übrigens das Gerede der Herren von Bern interessiert mich nicht. Wenn Mutter auf mich hören würde, mir einige Tausender in die Hand gäbe, ich würde nach Kairo fliegen und in zwei Tagen mit Vater zusammen ein tröstliches Telegramm hinschicken.»

«Mit Worten», höhnte Mariann, «mit Worten ist es nicht getan. Finden Sie Ihre Behauptung nicht etwas hoch gegriffen?» «Meine Damen», gab Raphael schnippisch zurück, «befassen Sie sich bitte mit Dingen, die Ihnen zustehen, bereiten Sie uns ein gutes Mahl. Ruth, du bringst es bald hinauf.» Damit drehte er sich auf seinem Absatz und ging in wiegendem Schritt und hocherhobenem Kopf hinaus.

«So ist es immer», jammerte Ruth, «er lässt mich nicht an sich herankommen. Mit einer grossartigen Handbewegung beendet er das Gespräch und verduftet.» «Warum lässt ihn die Mutter nicht den Vater suchen?» fragte Mariann. Und Ruth entgegnete: «Sie hat Angst. Sie befürchtet, Vater sei in eine äusserst gefährliche Verwicklung hineingeraten. Sie hat Angst, auch noch den Sohn zu verlieren. Ich bin überzeugt, er würde, wenn auch nicht in zwei Tagen, der Sache auf die Spur kommen. Er ist von einer durchtriebenen Intelligenz. Schon am Gymnasium, ich habe ihn nie richtig arbeiten ge-

sehen, und doch hat er die Examen glänzend bestanden. Ich sage dir, mein Liebes, es ist fürchterlich, einen so gescheiten Bruder zu haben.»

Nicht Ruth, Mariann trug das Tablett mit dem Nachtessen hinauf, es wollte den Russen genau ins Auge nehmen können, dachte nicht daran, dass er ihm einmal auf schmerzliche Art gegenübertreten werde.

Eine schauderhaft kalte Nase

Schon früh fiel der Schnee dieses Jahr, bedeckte Hang und Wald mit seiner kalten Decke und verjagte den Steinsucher von den Höhen. Er hätte daheim genug Material zu verarbeiten gehabt, hätte Tag und Nacht an seiner Diplomarbeit knorzen können. Aber dort befahl ihm immer wieder eine eigene Unruhe. Wie oft hatte er schon gewettert und geschimpft, weil er das Haus auf Obtossen nicht mit dem Telefon erreichen konnte, war mühsam den weiten Weg hinaufgewandert, jetzt durch den Schnee und kehrte trübsinnig zurück. Nun aber, da der Föhn die grauen Wolken vor sich hertrieb, war ihm das Glück doch wieder einmal gnädig. Er sah Mariann aus dem Wald herauskommen, mit einem Rucksack und einer umfänglichen Tasche den Weg hinaufkommen und lief ihm in grossen Sprüngen entgegen. Mariann schaute nicht auf, wurde unerwartet von zwei starken Armen umfassen. Bevor es nur zu Atem kam, wurden ihm beide Wangen geküsst. «Hast du eine kalte Nase», entrüstete es sich. «Lass mich sie an deinem Hals wärmen», bat er. Dann nahm er dem Mädchen die Tasche aus der Hand, wollte ihm auch den Rucksack abnehmen. «Lass das, ich gehe hinauf!» «Ich auch.» «Wo kommst du denn her?» «Von droben.» «Und wo willst du hin?» «Wieder hinauf! Damit ich deine Last tragen kann.»

Dann nach einer zweiten stürmischen Begrüssung sagte Mariann ernst: «Gut, dass du da bist, ich habe mit dir zu reden.» «Ganz deiner Meinung», lachte Zeno, «gut, dass du da bist. Eine Freude, ein Glück, dass du da bist.» «Was hast du im Sinn?» fragte es wieder. Und er: «Ich weiche nicht von deiner Seite, bis du mich mit Schuhritten davonjagst, jetzt habe ich dich endlich wieder einmal.» «Ich möchte aber mit dir reden, bevor wir daheim sind», unterbrach ihn das Mäd-

chen. Er wollte nicht auf ihren ernsten Ton eingehen: «Bitte, hier im schmalen Weg ist ein angenehmer Stehplatz zur Verfügung. Wenn du lieber warten willst, bis wir beim Bänklein sind, will ich dir den Schnee weg-wischen. Oder vielleicht, wenn wir dort hin-übergehen, finden wir im Wald einen Baumstamm zu gemütlichem Zusammensitzen, entscheide dich!» Jetzt, da er die schwere Tasche in der Hand hielt, konnte er dem Mädchen nur den rechten Arm auf die Schultern legen. Mariann aber wehrte sich: «Wir können auch im Gehen reden.» «Eine ganz neue Idee», meinte er, «wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen. Ganz wie du willst!»

Mariann blieb stehen und räsonierte: «Wie ich sehe, hast du heute nur den Narr im Kopf, kann ich denn nicht ein einziges vernünftiges Wort mit dir sprechen?» «Nur weil ich voll Glück und Freude bin, dich endlich wieder einmal getroffen zu haben», lachte er, «aber wenn du willst, dann will ich dir zuhören, ernst, wie ein Beichtvater.» Das Mädchen schüttelte den Kopf, begann aber dann zu sprechen: «Du hast doch gesagt, dass du wegen deiner Arbeit nach Utrecht fahren musst ...» «Wegen meiner Arbeit und wegen andern Schwierigkeiten», unterbrach er es. «Also», begann Mariann unwillig von neuem, «daraus wird nichts! Ich komme vom Haus am Geissweg. Frau Veronika hat mich kommen lassen. Sie will eine grosse Einladung celebrieren, alle notablen Herren aus der Umgebung und einige aus der Stadt zusammen mit ihren und anderen hübschen Frauen zu einem gediegenen, musikalischen Anlass in ihrem Haus zusammenrufen, vielleicht so an die vierzig Gäste. Sie hat bereits ein renommiertes Streichquartett engagiert und, damit sie auch mit einer hiesigen Produktion aufwarten kann, sollst du einige von deinen Liedern zur Gitarre singen. Aber das sage ich dir schon zum Voraus, nicht die frechen, die angriffigen. Es soll ein heiterer, aber gewissermassen vornehmer Anlass werden.» «Das hast du ihr eingeflüstert», spottete er. «Das wegen den frechen? Nein», entrüstete sich das Mädchen. «Dass ich kommen und singen kann, meine ich», sagte er verschmitzt. «Ich weiss nicht mehr, wie wir darauf zu sprechen kamen», dämpfte Mariann seinen Übermut, «ich will zugeben, ganz unschuldig bin ich nicht.»

Nun musste Mariann stehen bleiben, konnte kaum ein Glied rühren und bekam die kalte Nase im Gesicht an verschiedenen Orten zu spüren. Endlich fand er wieder Worte: «Wann soll das Fest gebaut werden? Ich werde heute noch nach Belgien schreiben und alle Termine verschieben und wenn ich am Heiligen Abend oder an Sylvester fahren muss.»

In übermütiger Laune begleitete er das Mädchen bis vor das Haus und war in keiner Weise bedrückt, da es ihn einlud, bei ihnen zu gebratenem Käs und einem schwarzen Kaffee mit Enzian an den Tisch zu sitzen. Die Mutter lief zum Schüttstein, um die Hände zu waschen. Balzli verlangte sofort ein lustiges Liedchen. Vater Peter griff nach dem besseren Tabak im Gänterli und bald stieg von der Glut im Herd der würzige Duft auf, der auch dem verwöhntesten Gaumen Glust gibt.

Wenn im Haus am Geissweg für einen gemütlichen Abend Wochen voraus schon Vorbereitungen getroffen werden, hier auf Obtossen genügte ein einziger Gast, ein frohes Lied, ein Gläschen Enzian und das glückliche Zusammensein lieber Menschen, um aus dem frühen Winterabend ein herzerfrischendes Fest zu machen. Von der verrauchten Holzwand schaute eine zweite Mariann aus einem schmalen Goldrahmen auf die Leute am Tisch und schien zu lächeln.

Das grosse Fest am Geissweg

Noch einmal hatte der Föhn den Schnee die Halden hinaufgetrieben, dem kalten Winter den Einzug verweigert, die Berge näher gerückt, den Sonnenstrahlen erlaubt, auf die Wälder zu scheinen, auf die Kuppen zu sitzen, die Firne aufglühen zu lassen. Dieser Tag, geschniegelt und herausgeputzt, vergeudete seinen Glanz, um den Gästen eine wunderschöne Fahrt zu bieten. Wohl kamen einige Damen im Pelz, aber keck aus dem Nacken geschoben und den Schmuck in dem breiten Ausschnitt ihres Festkleides funkeln lassend. Die Herren in dunkeln Anzügen, die nur verschämte, dezente Streifen aufwiesen, die Schuhe auf Hochglanz poliert und das Seidentüchlein in der Rocktasche hübsch ausgefältelt, mit Feiertagsgesichtern. Und das Haus am Geissweg, als ob die Mann-

schaft der Frühlingsputzete eben erst daraus verschwunden wäre. Die Teppiche im Schnee ausgestäubt, ein Silberschimmerchen auf den Möbeln und dem Täfer, die Lüster und Lampen gläser durchsichtig wie Quellwasser.

Frau Veronika in ihrem schlichten Kleid nach Pariser Mode, mit der Halskette, die sie von ihrem lieben Mann am zehnten Hochzeitstag bekommen hatte, stand im Foyer, begrüßte die Gäste, fragte nach dem Befinden, dem jüngsten Kind, der zierlichen Enkelin, beglückwünschte den strammen Herrn, der vor wenigen Tagen Grossvater geworden war.

Mozart wurde gespielt, ein früher Italiener, Beethovens Tänze, um eine Überleitung zu finden zu den Liedern, die in Text und Melodie die heimelige Welt der Innerschweiz vertreten sollten.

Zeno hatte sich vorher in eine Ecke der Küche zurückgezogen. Die vielen Titulationen, die festlich gekleideten Herren, die schmuckbehangenen Damen hatten ihm trotz seiner jugendlichen Unbekümmertheit einen Schrecken eingejagt. Die Blässe auf seinen Wangen war Mariann aufgefallen. Sie war mit tausend Dingen beschäftigt, musste Mäntel entgegennehmen, Seidentücher ver-



Zeno sang seine Lieder zur Laute und ihm wurde wohl ums Herz.

Wer sich nach der Fahrt noch ein wenig Bewegung verschaffen wollte, begab sich in den Garten, auf die Wiese, zu der Birken-Gruppe, die ihre filigranen Zweige blätterlos gegen die Bläue hinaufstreckten. Wer jeden Luftzug vermeiden wollte, nahm vom grossen Tisch ein Glas mit Fruchtsaft, einen kräftigen Schnaps, einen roten Trunk oder knappte an Chips und Mandelkernen. Und da sich aller Augen an der herrlichen Aussicht ergötzt hatten, schritt man in den grossen Saal, der zu einem Orchesterraum umgestaltet war, suchte sich einen guten Platz vor den Streichern, die schon ihre Instrumente stimmten.

sorgen, Drinks nachfüllen, auf Frau Veronikas Winke achten und fand doch noch Zeit, dem vergälsterten Sänger ein Glas Weisswein zu bringen: «Trink, das gibt der Stimme einen reinen Klang. Hörst du, wie sie spielen, wundervoll.» «Und da soll ich jetzt mit meiner Gitarre hineinplatzen», sagte er zaghaft und schaute wie hilfeschend zu dem frischen Mädchengesicht hinauf, das von dem Fest und den glücklichen Mienen der Gäste bezaubert war, sich ihm liebevoll zu-neigte und ihm die Worte zuflüsterte: «Deine Lieder sind mit diesem Spiel nicht zu vergleichen, sie sind anders, aber sie sind gut! Geh hinein und sing nur für mich! Ich werde dir zuhören, ohne dich zu sehen.»

Der Applaus verrauschte. Zeno gab sich einen Ruck, verliess die Küche, schritt aufrecht durch die Stube, an der Reihe von Fenstern vorbei und kam in den Saal, wo Frau Veronika einige erklärende Worte zu seinem Auftreten sprach, die so nett und sympathisch klangen, dass er mit lautem Klatschen begrüsst wurde. Schon die zweite Strophe löste das Würgen im Hals. Bald wanderte sein Blick über die aufmerksamen Zuhörer, entdeckte kein einziges, grimmiges oder gelangweiltes Gesicht und so wurde ihm wohl ums Herz.

Ein solches Fest nimmt seinen ausgewogenen Verlauf. Noch einmal durfte er in den Saal mit der Konzertbestuhlung treten und singen. Dann verteilten sich die Gäste in die Polsterstühle, an die Tische, auf die Bänke, den Teller in der Hand oder vor sich mit exquisiten Speisen, Gebratenes vom Schwein, vom Kalb, vom Reh, knusperige Geflügelschenkel, Salate aller Farben, zarte Fischspeisen, Brötchen, zierlich geformt. Da der goldige weisse und der funkelnde rote Wein das Plaudern belebte und die Stimmung hob, wurde er nochmals gerufen und geradezu bestürmt, seine lustigen Liedchen nochmals zum Besten zu geben, die er nun ohne zugeschnürte Kehle und in herrlicher Frische vortragen konnte.

Dann half er Mariann und dem Servierpersonal Kuchen aufzutischen, Platten mit Bonbons und Konfekt, Backwerk mit köstlichem Duft, gratinierte Früchte und Torten, ordnete die Reihe von Flaschen mit englischen, holländischen, französischen und jugoslawischen Etiketten, gefüllt mit Likör und Edelbrand, und achtete auf die Gespräche über Musik, Politik, Militär und die eben aufgetauchte Modefarbe, einen neuartigen Stoff, der wie Seide knistert und bauschige Falten werfe.

Die Damen aus der Stadt erhoben sich zuerst, der Pfarrer und der Arzt sprachen von anderweitigen Verpflichtungen. Wohl über eine Stunde lang verabschiedete sich Frau Veronika von ihren dankenden und beglückten Gästen, aber ein Harst von Unentwegten wollte das Wohlbefinden, das Angebot von leckeren Speisen und edlen Getränken noch nicht verlassen. Der Mond schaute in die Küche hinein, zu den Gläsern und Gläschen, den aufgetürmten Platten, den Frauen und

Mädchen, die mit flinken Händen Ordnung schafften, schien auch auf die Bank in der Vorlaube, auf der Zeno ein Mädchen in den Armen hielt, das nur für einen flüchtigen Augenblick hergekommen war und nun schon die längste Zeit Abschied nahm.

Ein ausgewachsener Mensch kann doch nicht vom Erdboden verschwinden

Zu Beginn des Jahres reiste Zeno für eine Woche nach Belgien, schrieb seitenlange Briefe, aber kam nicht zurück. Aus seinen Berichten war zu entnehmen, dass er sich auf die Heimkehr freue, jedoch alles in der Schwebelage und sein Verbleiben vorläufig unumgänglich sei.

In der Küche des Dorfschmieds kochte, buk und wusch Mariann für fünf Kinder, von denen das Jüngste im Stubenwagen schlummerte oder schrie und für den stämmigen Mann, der nach dem Essen einen Kaffee mit Träscht haben wollte und dabei ungeniert behauptete, seine Frau koche besser. Es sei ein Jammer, dass ihr der Doktor eine Kur verschrieben habe, aber so sei es eben, wer einmal den Arzt ins Haus rufen müsse, der habe dann ausgespielt und nichts mehr zu bedeuten.

Mariann musste sich wieder eingewöhnen, waren doch etliche Jahre verstrichen, seitdem es daheim den kleinen Nachzügler, den Balzli, gebadet und gewickelt hatte. Aber der Herr Pfarrer hatte so eindringlich gesprochen und die Not dieser Familie geschildert, dass es den vierschrotigen Schmied nicht im Stich lassen wollte, zumal es sich im Kreis der lieben Kinder wahrhaft glücklich fühlte. Nur wäre ihm dann und wann ein Abendspaziergang mit einem gewissen Lautensänger, der ungebührlich lange in Belgischen Landen blieb, sehr willkommen gewesen, auch wenn der Wind eisig daherkam und Wirbel von Flocken vor sich hertrieb.

Mit Briefen und schönen Ansichtskarten, die dazu noch auf umständlicher Irrfahrt über Obtossen verspätet zu ihm kamen, wurde Marianns Ungeduld nicht gestillt. Schon brach Hornerkälte herein. Der kleine Simon begann zu husten. Die Kinder hatten die Haustüre, ja sogar ein Fenster offen gelassen, während sie mit Schneebällen kämpften und Mariann zum Einkaufen gegangen war.

In den Nächten, die es wachend an dem kleinen Bettli zubrachte, hing das Mädchen stundenlang trüben Gedanken nach. Warum muss er immer so geheimnisvoll tun? Warum kann er nicht schlicht und offen schreiben, was er dort tut? Wenn er zurückkommt, soll er einmal erfahren, wie das schmerzt, in dieser Ungewissheit zu leben. Wie soll denn das später einmal sein? Wird er auch für Monate verschwinden? Böse Gedanken kamen, wie sie die beleidigte Liebe einflüstert, Rachedgedanken und immer mehr eine zünftige Wut. Der Brief, den es neben dem wimmernden Kind geschrieben hatte, zerriss es und warf ihn in den Ofen.

Da Zeno endlich an einem kalten, trüben Abend zurückkam, der Mutter von seinen Erlebnissen erzählte, ihr mit Streicheln und vielen guten Worten seine lange Abwesenheit mundgerecht machen wollte, sie tröstete und alles Liebe versprach, musste er gleich darnach noch ein Donnerwetter in Vaters Schreibstube erleben, ein Gewitter, wie es noch nie über seinem Haupt gekracht hatte und wie es zu dieser Jahreszeit nicht üblich war.

Anderntags lief er zum Schmied. Die Werkstatt stand leer. Auf der Esse glühten die Kohlen. Zeno sprang die Stiege hinauf, klopfte an den Türe. Ein kleines Mädchen öffnete ihm. Auf seine Frage gab es Bescheid, Mariann sei am Ende der Woche heimgegangen und die Mutter sei mit den grösseren Brüdern ins Dorf.

Bei bitterer Kälte und einem bösen Wind stieg Zeno auf den Ski den Berg hinauf, kam schwitzend auf die ebene Matte, die ausser einigen Wildspuren unberührt in reinem Weiss vor ihm lag. Die Ski stellte er neben der Haustüre an die Wand, klopfte den Schnee von den Schuhen, ging den dunkeln Gang entlang in die Küche. Im Dampf, der vom grossen Kübel aufstieg, gewährte er Mutter Barbara, die Haare in ein rotes Kopftuch gebunden. Das freundliche Lächeln, das sie so liebenswert machte, war verschwunden. Mit gerunzelter Stirne und spitzen Worten erklärte sie ihm, Mariann sei mit den Ski und einer grossen Tasche weggefahren. Es dürfe niemand wissen, wohin. Keine Einladung zu Kaffee und Enzian, zu gemütlichem Plaudern in der Stube erfolgte.

Im Stall fand Zeno den Vater. Er schien auch nicht besonders guter Laune zu sein und brummte, er wisse nicht, was die Frauenleute hinter seinem Rücken ausgemacht hätten, wann es zurückkomme sei ungewiss. Da setzte sich Zeno auf das Bänkli neben die Milchkessel und wollte dieser hinterhältigen Verdrücktheit auf den Grund kommen.

Nichts zu machen! Peter sagte, er müsse jetzt in den oberen Heugaden hinauf und habe zu tun. Was blieb ihm anderes, als mit einer Stinkwut und einem Wirbel von Gedanken im Kopf den Berg hinab zu fahren. Im Vorübergleiten beachtete er, dass aus dem Kamin der Waldhütte Rauch aufstieg. Ob Frau Veronika bei diesem Wetter da oben hause, fuhr ihm durch den Kopf. Er wollte aber seine schnelle Fahrt nicht unterbrechen. Im letzten Schwung vor dem Bach, schon nahe dem Lehrerhaus, kam ihm in den Sinn, dass vielleicht Frau Veronika Bescheid wissen könnte. Vorher aber wollte er noch mit der Mutter sprechen. Die Beiden hatten sich schon vom ersten Augenblick an gut verstanden.

«Nein», sagte die Mutter, «Mariann ist schon mehr als zwei Wochen nicht mehr bei uns gewesen. Ich habe mich gewundert, aber wahrscheinlich hat sie ordentlich zu tun beim Schmied und den Kindern.» Dann schlich der junge Mann in sein Zimmer hinauf, setzte sich an seinen Tisch, nahm ein Buch in die Hand und begann zu lesen, ohne den Sinn zu verstehen. Ein Weh in der Brust, ein Gramseln im Kopf sass er da und stierte auf die Buchseite. Plötzlich sprang er auf und eilte die Treppe hinunter, griff in Vaters Schreibstube nach dem Telefonbuch und suchte aufgeregt die Nummer. Wie ein Blitz war ihm die Idee eingefallen, Ruth! Mariann werde wohl wieder einmal in der Lindenschucht sein.

Mit seinen zappeligen Fingern drehte er die Scheibe und vernahm nur das langweilige Besetztzeichen. Ein viertes, ein fünftes Mal musste er die Nummer einstellen, endlich hörte er eine Frauenstimme und fragte unvermittelt: «Ist Fräulein Ruth da?» «Nein, ihre Mutter.» «Wie geht es Ihnen?» «Danke, endlich geht es uns wieder gut. Wer ist am Telefon bitte?» «Zeno, Marianns Freund, kann ich vielleicht mit Ihrer Tochter sprechen?» «Sie ist im Englisch und kommt erst

gegen Abend zurück, kann ich ihr etwas ausrichten?» «Nein, doch einen schönen Gruss! Ich wollte mich nur erkundigen, ob Mariann vielleicht bei Ihnen sei, entschuldigen Sie bitte.» «Mariann, seit vielen Wochen ist sie uns nicht mehr in die Nähe gekommen, leider! Wir vermissen sie sehr!» Ich auch, hätte Zeno beinahe gesagt, aber er beendete das Gespräch mit höflichen Worten.

Nun sass er wieder da, bohrte mit seinen Blicken Löcher in den Boden. Ein Mensch, eine grossgewachsene, hübsche Tochter kann doch nicht vom Erdboden verschwinden, irgendwo muss sie doch leben und atmen. Er dachte zurück an den Abend, da sie voneinander Abschied genommen hatten, den weiten Weg vom Obtossen durch die Nacht und den kalten Wind, er hörte wieder die letzten Worte Marianns und das Juhui, mit heller Stimme nachgerufen.

Nach dem Mittagessen, das nicht besonders gemütlich verlief, fragte er Martha, seine Schwester. «Ich bin so unschuldig wie ein weisses Lämmlein», sagte sie und schaute ihn voll Mitleid an, «auch ich würde mich freuen, wenn es wieder einmal käme.»

Jetzt bleibt nur noch das Haus am Geissweg, dachte er, schlüpfte wieder in die Skischuhe und nahm den Weg über den Hügel.

Frau Veronika, freundlich und hilfsbereit, liess ihn gar nicht erst zu Worte kommen, lud ihn zu einer Tasse Kaffee ein, mit Pflümli, Kirsch oder Cognac. Wollte erfahren, wie er die Zeit seit seinem Singen in ihrem Haus verbracht habe. Die Gäste hätten in ihren Briefen seine Lieder voller Lob erwähnt und sich erkundigt, ob diese nicht gedruckt und mit Noten erhältlich seien. Nein, von Mariann habe sie schon viele Wochen nichts mehr vernommen. Sie bedaure das sehr. Sie stand auf und schloss die Türe, bevor sie erwähnte, sie habe vor und nachher nie eine Hilfe im Haus gehabt, an die sie sich so eng hätte anschliessen können, am liebsten möchte sie wieder und für lange mit ihm zusammensein. Ich auch, dachte Zeno, da fiel ihm gerade noch der Rauch aus dem Kamin der Waldhütte ein und ein anderer Wunsch, den er Frau Veronika schon lange vorbringen wollte: «Sobald der Schnee zurückgeht, muss ich für meine Diplomarbeit noch einmal zwei oder drei Wochen oben in den Bergen herumturnen. Könnte ich vielleicht einige Näch-

te dort oben in der Waldhütte übernachten, damit ich nicht am Morgen wieder den ganzen Weg von daheim hinauflaufen muss? Ich würde eine tadellose Ordnung zurücklassen.»

Lange überlegte sie, dann begann sie etwas bedrückt zu sprechen: «Die Waldhütte, offen gestanden, sie macht mir Sorgen. Dort muss sich jemand eingeschlichen haben. Ich habe versuchsweise dann und wann dort angerufen und das Besetztzeichen gehört. Ich habe vermutet, es sei etwas in Unordnung geraten, oder die Leitung sei beschädigt, habe mich beim Telefonamt erkundigt und vernommen, dass von der Waldhütte aus viel telefoniert worden sei und zwar sehr kostspielige Auslandsgespräche. Ich habe nun eine detaillierte Rechnung verlangt. Sie ist noch nicht eingetroffen. Ich hoffe, es handelt sich um einen Irrtum. Aber wenn Sie dort einige Wochen wohnen und nach dem Rechten sehen wollen. Das wäre mir schon recht. Sie könnten mir damit einen wirklichen Dienst erweisen.»

Wie die Liebe mächtig ist

Zur gleichen Zeit, da Frau Veronika in gemütlichem Gespräch vor den beiden Tassen Kaffee sass und dann Zeno den Schlüssel zur Waldhütte aushändigte, sass Mariann mit vier Kindern zusammen in einem Bauernhaus auf der andern Talseite in der Stube und erzählte ihnen ein Märchen: «Der Prinz auf der Burg hoch über dem rauschenden Bach, auf dem Felsen, der höher war als zwei Kirchtürme übereinander, hatte seiner Geliebten Treue und Liebe versprochen. Jeden Tag schaute er auf die Dächer des Dorfes und in die Gassen, ob er nicht das Mädchen seines Herzens erblicken könne. Er wollte es mit seiner Sehnsucht überschütten und es zwingen, zu ihm auf die Burg hinauf zu kommen, um für immer bei ihm zu bleiben. Das Mädchen wagte nicht hinaufzugehen, denn dort im Burghof sprangen grosse Wachthunde und eine Meute Jagdhunde umher, stand ein riesiger Wächter am Tor, mit schwarzem Schnauz, der ihm bis auf die Brust hing, mit einer Armbrust, die er auf jeden richtete, der sich in die Nähe wagte. Dann und wann schickte der Prinz durch einen verschwiegenen Boten der Geliebten ein Brieflein mit Schwüren seiner Liebe. Das

Mädchen in seiner engen Kammer bewahrte diese auf seinem Herzen. Und nachts, wenn die letzten Schritte in den Gassen verhallt waren und der Mond sein Silberlicht durch das Fenster scheinen liess, dann öffnete es die Briefe und las sie allesamt, um glücklich und voller Freude einschlafen zu können.»

«Warum ist es denn nicht auf das Schloss gegangen?» fragte einer der Buben.

«Wartet nur», fuhr Mariann fort, «eines Nachts stieg eine Frau dort hinauf, mager

«Herabfallend bis auf die Schuhe. Und auf die Brust stickte sie das Zeichen der Treue. Denn sie hatte genug Zeit, am Kleid die schönsten Verzierungen anzubringen, denn der Prinz kam lange nicht.»

«Und dann? Wann kam er denn?» riefen die Kinder durcheinander.

«Dann fielen Tränen auf den kostbaren Stoff und befleckten ihn, denn die Sehnsucht weint bittere Tränen. Die Hexe schlich auch in die Kammer des Mädchens und flüsterte



Mariann erzählte den Kindern sein eigenes Märchen.

wie eine Bohnenstange und biegsam wie ein Haselzweig. Sie konnte durch die Schiesscharte schlüpfen, ohne vom Wächter beachtet zu werden. Diese Hexe begann nun auf der Burg Unfrieden zu stiften, den Frauen den Sinn, den Männern das Herz zu verdrehen. Und eines Tages liess der Prinz sein schönstes Ross satteln, ritt den Burgweg hinab und in das Dorf. Unter dem Fenster seiner Geliebten machte er halt, wartete, bis sie auf ihn herabblickte, winkte mit der Hand und rief ihr zu 'Ich gehe fort und komme bald zurück, dann hole ich dich, dann soll Hochzeit gefeiert werden, dann nehme ich dich mit auf meine Burg!' Das Mädchen rüstete sich zum Fest, stickte den Brautschleier, nähte ihr Kleid und war voller Freude.»

«Hat sie ein weisses Kleid gemacht, ein langes?» fragte das Mädchen.

ihm ins Ohr: <Dein Prinz ist in die Stadt geritten. Dort vergnügt er sich mit einem Edelfräulein und hat dich vergessen. Er kommt nicht mehr. Sie ist schön wie das Abendrot auf den Firnen, schlank und zierlich.>»

«Und wann ist er denn gekommen?» wollten die Kinder wissen.

«Jetzt hört gut zu! Das Mädchen wurde krank und bleich. Die Liebe und die Sehnsucht haben ihm das Herz zerrissen und die Angst, den Prinzen zu verlieren, hat ihm den Atem erstickt. Da die Kräfte aus seinem Leib schwanden, verlangte es, man solle ihm das Brautkleid anziehen, den Schleier in die Haare flechten, die Schuhe anziehen mit den Goldstreifen. So lag es auf dem Bett, da die Gasse sich mit Menschen füllte, Hufschläge ertönten, Getrampel und Geschrei erscholl und der Prinz mit Stiefeln und Sporen die

Stiege hinauf stürmte. Nur einen blassen Schein von Leben sah er noch über des Mädchens Stirne huschen, da er es in seine Arme schloss.»

«Oh je, wie traurig», jammerte das Mädchen.

Mit erhobenem Finger und weitgeöffneten Augen fuhr die Erzählerin fort: «Damit ihr das für immer wisst. So mächtig ist die Liebe. Das Mädchen schlug die Augen auf, erkannte seinen Prinzen, tat einen tiefen Atemzug, streckte die Arme empor und umhalste den wiedergefundenen Bräutigam. Von diesem Augenblick an, in dieser Glückseligkeit, gewann es sein Leben zurück.»

Verträumt sassen die Kinder da mit fragenden Gesichtern, wollten noch wissen, was

Was der Bärtige in seiner Vaterfreude erzählt

Noch weitere Tage fand Zeno keine Ruhe und keine Auskunft, bis zu Beginn der Woche sein Gemütsleben einen solchen Tiefpunkt erreichte, dass er hellen Tags in die Wirtschaft ging und sich einen Schoppen schweren Weines bestellte. Dort sah er einen bärtigen Bauern vergnügt hinter seinem Glas Kaffee mit Träscht sitzen, die Brissago im Mund und verschmitzt lächelnd. Zeno setzte sich zu ihm und begann mit ihm zu reden. Froh, einen Zuhörer zu finden, erzählte dieser: «Das wär mir jetzt auch noch schwer beizubringen. Bei allen vier Kindern ist es gut gegangen. Und jetzt, beim fünften wollte der Doktor seine Mödeli machen. Hat mir



Der glückliche Vater war zufrieden, einen geduldigen Zuhörer zu finden.

dann geschah. Mariann erhob sich und sagte:

«Es ist nicht recht, dass wir den Tag nicht nutzen. Toni, du musst noch den Schnee vor der Haustüre wegwischen, Kathrinli, deine Schuhe sind noch schmutzig. Du hilfst mir Bohnen rüsten, schon bald ist Zeit zum Essen und noch so viel ist zu tun. Wenn die Mutter heimkommt und euch ein Brüderchen oder Schwesterchen heimbringt, dann müssen die Böden und die Pfannen glänzen, muss der Schranz in deinen Hosen geflickt sein und dir will ich noch die Haare waschen und züpfen. Husch, husch jetzt, zugepackt!»

die Frau weggenommen und sie in ein Spitalbett gesteckt. Zwei Wochen haben sie sie zu früh geholt. Aber die hat es ihnen gezeigt, einen achtpfündigen Bub hat sie auf die Welt gebracht, ohne Tänze. Ich habe ihn heute nachmittag gesehen, Haare, wie ein Bär und mir aus dem Gesicht geschnitten.» «Ich gratuliere herzlich», schüttelte Zeno ihm die schwierige Hand, «einen Achtpfünder, potz tausend, das soll gefeiert werden. Prosit!» «Da hast du recht. So schnell gehe ich jetzt noch nicht heim. Die Mariann schaut zu den Kindern und wird nicht grob, wenn sie das Znacht lange ihm Ofenrohr gaumen muss.»

«Die Mariann», frug Zeno. «Ist ein liebes Mädchen», fuhr der Bauer fort, «die fällt auch nicht aus dem Gleichgewicht, wenn ich etwas schief geladen habe. Die mustert die Kinder rechtzeitig unter die Decke und macht keine trüben Augen, wenn die Erdöpfel verdorren.» «Was ist das für eine Mariann», wollte Zeno wissen.

«Der Pfarrer hat sie mir geschickt, ist ein guter Herr. Knall und Fall haben sie mir die Frau fortgeholt, vier Kinder und ich allein wie ein Waisenkind dort oben, schattig und weitem nur Wald und Rufen. Aber die ist von einer Stund auf die andere dahergekommen und hat noch gelacht.» «Ist das denn eine Krankenpflegerin?» bohrte Zeno weiter. «Du meinst, eine mit einem Häubchen, oh nein, ein Bergmeitschi wie meine Frau, die sich nicht scheut, in den Dreck hineinzugreifen und einen Spass versteht. Hat daheim auf Obtossen nicht viel mehr Gras als ich auf der Stockbrändi ...» «Darf ich Euch noch einen Kaffee bestellen, oder trinkt Ihr ein Glas Wein mit mir. Ich möchte gern mit Euch zusammen die glückliche Geburt Eures kräftigen Buben feiern.»

«Nichts dagegen, der Kaffee ist mir schon verleidet, der ist nicht wegen zu viel Schnaps so durchsichtig», in seinen Vaterfreuden bemerkte der Bärtige nicht, wie Zeno einen roten Kopf bekam und ihn mit Fragen und Fragen überstürmte, den Weg in die Stockbrändi hinauf ganz genau wissen wollte und sich noch grosszügig erbot, ihn bis hinauf zu begleiten.

«Nein, nein, ich gehe schon, wenn es Zeit ist, habe den Weg noch immer allein gefunden, und heute erst recht», winkte der Bauer ab.

In dieser Nacht konnte Zeno keine Ruhe finden. Bald war ihm zu heiss, dann wieder zu kalt. Er drehte sich von der einen auf die andere Seite. Dann lag er wieder auf dem Rücken und starrte an die Decke hinauf, die trotz der zugezogenen Vorhänge vom Widerschein des Mondlichtes ein wenig erhellt war. Nicht wegen dem Wein, den er getrunken, floh ihn der Schlaf. Das Rätsel, das Geheimnis plagte ihn. Immer wieder quälte ihn die Frage, warum hält sich Mariann versteckt?

Wie der junge Mann die Kinder hütet

Am Morgen, da Martha in die Küche kam, fand sie ein Pfännli mit einem Rest Milch auf dem Herd, Brosamen auf dem Tisch, eine leere Tasse und bewunderte ihren Bruder, der schon so früh an die Arbeit gehe. Sie fand ihn nicht in der Stube und nicht in seinem Zimmer. Dort sah sie ein zerwühltes Bett, die Hosen über die Stuhllehne gehängt. Im Schuhkasten fand sie seine Pantoffeln an der Stelle, wo sonst die Skischuhe standen. Zeno war also abgehuscht, ohne sich abzumelden, bei dieser Kälte und so früh. «Ob er wohl wieder Langlauf trainierte?», sinnierte das Mädchen und rüstete das Frühstück für den Bruder und Vater.

Mit kräftigen Stössen und langen Schritten glitt der junge Mann über die Matten talauf, an den abgelegenen Häusern vorbei, über die Brücke, dem Bach nach, dem Wald entlang. Dann stieg er am Rand eines Weges hinauf, der von Schneekettenrädern gepflügt und nicht leicht begehbar war. Auf halber Höhe hörte er Motorengeräusch, sah einen grünen «Schilter» daherkommen und eine bis über die Haare verummte Gestalt hinter dem Lenkrad sitzen. Zeno stieg auf einen Schneehaufen, um das Gefährt vorbeizulassen, da entdeckte er im Näherkommen zwischen den Tüchern, die das Gesicht verhüllten, zwei Augen, die ihm bekannt vorkamen, sah, wie das Fahrzeug schlitterte und zum Stehen kam, ein Fausthandschuh das Kopftuch ergriff und hörte eine Stimme, die ihm durch das Geratter des Motors zurief: «Ich muss mich beeilen, sonst fährt mir der Lastwagen, der die Milch holt, davon. Dann muss ich im Laden noch einkaufen. Du kannst mir unterdessen die Kinder hüten.»

Da stand er nun verdattert und sprachlos, schaute, wie Mariann hoppernd den Berg hinabfuhr, hörte, wie die zwei Milchkannen gegeneinander schlugen. Der kalte Wind fuhr ihm um die Beine und unter die Skijacke, dann bog das Gefährt in den Wald ein. «Hätte mich auch mitnehmen können und dann zurück hinauf», dachte Zeno, «lässt mich stehen wie ein Heiliger in einem Bildstock und fährt munter davon.» Sein Ärger wurde im weiteren Aufstieg bald von der Freude überwältigt, die in seinem Herzen aufstieg. Endlich würde er mit Mariann zusammensein und sich aussprechen können.

Vor dem Haus mit der braunen Schindelwand angekommen, hörte er schon das Schreien der Kinder, stieg die Treppe zur Haustüre hinauf und fand sie auf dem Stubenboden spielend. Er trat ein und sagte ihnen: «Guten Tag!» Sie schauten zu ihm auf und sagten kein Wort. Er fragte, wo der Vater sei und bekam keine Antwort. Er strich dem Mädchen mit der Hand über das Haar. Es rutschte auf die Ecke zu. Er fragte, wo Mariann sei. Der kleinste Bub in seinem langen Barchenthemd, der vermutlich verbotenerweise aus dem Bett geschlüpft war, bohrte mit dem Finger in der Nase und

Nun wurden der Reihe nach die Tücher, der Kaput, der Wintermantel an die Haken gehängt, der Schnee aus den Haaren geschüttelt und kaum waren die Kinder in die Stube gesperrt, hörten sie, wie der fremde Mann sagte: «Jetzt hast du eine kalte Nase.»

«Er ist mir nicht aufgestanden», jammerte Mariann, «hat gestern seinen Sohn gefeiert», konnte aber nicht weitersprechen, weil ihm der Mund von Küssen ganz und gar verschlossen wurde.

Nach etlichen tiefen Atemzügen und nach vergeblichen Versuchen, sich aus der Umklammerung der starken Arme zu entwin-



Auf halber Höhe sah er einen grünen «Schilter» auf dem verschneiten Weg näherkommen.

murmelte: «Ist mit der Milch fort.»

Zeno gewahrte, dass das Kinderhüten nicht eine besonders kurzweilige Arbeit sei. Nach und nach verlor sich das Misstrauen ein wenig. Er konnte immerhin erfahren, der Vater sei krank und im Bett. Erst, da von weit unten das Geräusch eines Motors zu vernehmen war, kam Leben in die Kinder, sprangen sie auf und drückten ihre Nasen an die kalten Fensterscheiben. Auch Zeno trat herzu und sah, wie sich der ‚Schilter‘ mühsam durch den Schnee emporkämpfte und dann in kühnem Schwung in das Tenn einfuhr. Immer noch ver mummt, in einen Militärmantel gehüllt, kam Mariann die Treppe hinauf und durch die Haustüre herein, wo es mit Geschrei von den Kindern begrüsst wurde.

den, sagte Mariann entrüstet: «Wenn du meinst, mit einem solchen Überfall sei alles wieder im Blei, ausgelöscht und vergessen, dann täuschst du dich. Und überhaupt, die Kinder haben noch nicht gegessen. Was meinst du, wie ich mich mit den Kühen abgeplagt habe. Seit Jahren habe ich nicht mehr gemolken. Der Mist liegt noch an den Haufen. Das Vieh muss noch Futter haben. Willst du mir helfen?» «Dazu bin ich doch gekommen», flüsterte er etwas kleinlaut. «Da steht Milch zum Sieden. Decke den Tisch. Ich gehe in den Stall.» Einen Schritt auf die Türe zu, ein paar Sprünge die Stiege hinunter und Mariann war verschwunden. Zeno ging folgsam in die Küche, machte Feuer im Herd, fragte nach den Tassen, suchte Brot und Butter, fand ein Schüssel-

chen mit Konfitüre und sass, da Mariann zurückkam, fröhlich plaudernd wie ein Vater im Kreis der Kinder. Das Mädchen, immer noch mit ernstem Gesicht, griff auch nach einer Tasse, schenkte sich ein, setzte sich auf den Stuhl am Tischende und zeigte einen währschaftigen Appetit. «Du», meinte Zeno auf die vier Kinder zeigend, «was meinst du, ist das nicht unser Zukunftsbild?» Dann geschah, was er nie erwartet hätte. Marianns Augen füllten sich mit Tränen, ein jähes Aufweinen schüttelte das Mädchen, es bedeckte das Gesicht mit den Händen, stand auf und schritt schluchzend hinaus.

In entsetzlicher Angst und Gefahr

Auch diesen harten Winter besiegte der Frühling. Die Lawinen donnerten zu Tal. Die Sonne gewann an Kraft. Der Föhn brachte den Schnee zum Schmelzen. Die Bäche rauschten übermütig.

Mit Rucksack und Steinhammer, mit Proviant für eine Woche, stieg Zeno den Bergweg hinauf mit zügigem Schritt und unternehmungslustig, sprang über den Bach, der vom Obtossen herabschäumte, kam in den Wald und suchte den schmalen Weg, der zur Waldhütte führte. Ein herrlicher Frühlingstag beglückte Mensch und Matten.

Frau Veronikas Schlüssel in der Tasche schritt er, ein Liedlein summend, auf das kleine Haus zu, dessen Fensterläden verschlossen waren. Vor der Türe, bevor er den Schlüssel ins Schloss steckte, lauschte er, ob er ein Geräusch vernehme, dann öffnete er die Türe, trat ein und in diesem Augenblick sank er in die Knie und fiel kopf-voran auf den Boden. Ein fürchterlicher Schlag hatte ihn getroffen, ein Blitz war in seine Augen gefahren, dann umhüllte ihn rabenschwarze Nacht. Ein merkwürdiger Geruch hatte ihn eine Sekunde zuvor gewarnt, zu spät!

Ein schlanker, kräftig gebauter Mann im Trainingsanzug schob mit einem Fuss Zenos Beine zur Seite und schloss die Türe, dann riss er dem Ohnmächtigen die Jacke von der Schulter, ging in die Stube, liess den Deckel eines Koffers aufspringen, nahm eine Metalldose heraus, zog mit ruhiger Hand aus einer Ampulle ein Medikament in eine Spritze. Dann kniete er neben Zeno auf den Boden, öffnete das Hemd, zielte mit der Nadel und stach zu.

Aus der Stube führte eine geschwungene Treppe in das obere Stockwerk zu den Schlafzimmern hinauf. Der Mann hob den Betäubten ohne grosse Mühe vom Boden auf, warf ihn sich wie einen Sack über die Schulter und trug ihn dort hinauf. Er zwängte sich durch die Türe und liess den Bewusstlosen auf das Bett fallen. Hart schlug Zenos Kopf an die Wand. Mit verächtlichem Lächeln sagte der Mann halblaut: «Um so besser, wenn du den Kopf auch noch zerschlagen willst.»

In geschmeidigem Gang, lautlos kehrte der Mann in die Stube zurück, äugte durch einen Spalt im Fensterladen und machte sich daran, beim Eingang jede Spur dieses Kampfes zu verwischen, rutschte auf den Knien, zündete mit einem hellen Strahler in jede Ecke, fand einen Knopf, den winzigen Griff eines Reissverschlusses, steckte sie in die Tasche und begab sich in die Küche. Dort entnahm er dem Kühlschrank Fleischkonserven und bereitete sich ein kräftiges Mahl. Ohne Hast, jede Bewegung überlegt und bemessen füllte er den Teller und ass. Immer wieder unterbrach er das Mahl, um durch die geschlossenen Fensterläden in die Gegend zu spähen.

Neben seinem Teller lag ein Notizbuch, dessen Seiten mit fremdartigen Schriftzügen und Zahlen übersät waren. Auf einem kleinen Block machte er sich Notizen, holte ein Glas, füllte es mit Wasser, legte eine Tablette hinein und trank vergnügt. Dann setzte er sich ans Telefon, wählte und sprach, stellte neue Verbindungen her und redete unverständliche Worte und Sätze.

Immer wieder nach allen Seiten Auslug haltend, begann er in der Küche aufzuräumen, den Tisch, die Stuhllehne, jeden Griff mit einem roten Tuch abzuwischen. Diese Arbeit setzte er auch in der Stube fort, füllte einen Stoffsack mit Kleidern, den Koffer mit Büchern und Lederbeutel, holte Besen und Flaumer und hantierte damit sehr geschickt.

Im Obtossenhaus sassen Mutter und Tochter in der Küche, schälten Kartoffeln, schnitten Speck in Scheiben. Mariann erzählte von ihren jüngsten Erlebnissen in den Familien. Mutter Barbara war eine willige Zuhörerin und verstand es, immer wieder neue, muntere Geschichtlein aus der Erzählerin herauszulocken, trotzdem Mariann von einer seltsamen Unruhe geplagt wurde.

Am Nachmittag, diesmal sassen beide mit einer Handarbeit am Stubentisch, begann das Mädchen zu sprechen: «Heute ist Zeno in die Waldhütte eingezogen. Ob er heute schon hier heraufkommt oder erst morgen? Mich nimmt wunder, ob er auch etwas Währschafes zum Essen mitgenommen hat. Ich denke, ich sollte ihm doch wenigstens einen Liter Milch bringen, damit er sich ein rechtes Frühstück zubereiten kann.» Die Mutter meinte, wenn er doch schon morgen hier heraufkommt, in dieser kurzen Zeit wird er nicht verhungern. Was willst du den Weg unter die Füße nehmen, ist immer noch nicht recht trocken und an gewissen Stellen schlüpferig. Er kann sich ja morgen von hier Milch mitnehmen.» Das Mädchen war mit dem Vorschlag nicht so recht einverstanden, blieb aber sitzen und sagte nach einer guten Weile: «Ist doch auch ein übermässig schöner Tag und schon recht warm. Eigentlich schade, hier in der Stube zu sitzen, vielleicht finde ich schon Blumen und die Sonne würde mir gut tun.» «Verliebte Leute», höhnte die Mutter, «finden keine Ruhe und keine Rast! Ich merke schon, du redest so lange daran herum, bis es dich unerträglich juckt. Wenn du unbedingt gehen willst, dann geh noch, solange die Sonne scheint, nicht dass du dich auf dem Heimweg noch erkältest.»

Diese Worte wirkten wie ein Startschuss. Mariann hüpfte die Stiege hinauf, zog sich ein nettes Kleid an, das ihm Frau Pernichon seinerzeit gekauft hatte, füllte einen Beutel mit Milchflaschen und einem zünftigen Stück Dörrfleisch und wanderte beschwingt über die ebene Wiese und dann immer schneller den Berg hinab. Kam in den Wald, fand den schmalen Weg, der rechts hinüberführte, sah die geschlossenen Läden an der Waldhütte und zögerte.

Ob er heute noch nicht gekommen ist? Natürlich ist er auf der andern Seite zu seinen Steinen hinauf. Warum habe ich nicht daran gedacht, dass er tagsüber in die Felsen klettert. Dann stelle ich ihm den Sack vor die Türe. Wenn dann aber ein Fuchs das Fleisch riecht? Solche Gedanken tummelten sich in seinem Kopf, da es näher kam, die Stufen zur Türe hinauf stieg und die Türfalle erfasste. Zu seinem Erstaunen war das Haus nicht verschlossen. Es trat ein und rief laut: «Zeno! Zeno!»

Nach dem zweiten, dritten Schritt sprach hinter ihm eine leise, aber eindringliche Stimme: «Nicht so laut, Fräulein Mariann, und ohne Geräusch weitergehen, sonst jage ich Ihnen Blei ins Genick.» Das Mädchen wendete sich im Schrecken um und rief: «Sergius!», sah den Russen, den Revolver in seiner Hand und hörte ihn sprechen: «Das habe ich mir doch gedacht, dass Sie mich noch kennen. Darum habe ich auf Sie gewartet. Ich muss Sie von meiner Spur abbringen.» Er drängte es in die Stube hinein, befahl ihm, sich auf den Stuhl zu setzen, der in der Mitte stand: «Und keine Bewegung bitte. Ich will noch einiges von Ihnen erfahren, bevor ich Ihnen das Sprechen unmöglich mache. Damit Sie es wissen, wenn Sie nicht ganz ruhig bleiben, ich schiesse genau, ich kann Sie treffen und der Schmerz dauert kaum eine Sekunde, oder auf andere Weise, dann sterben Sie unter schrecklichen Qualen.»

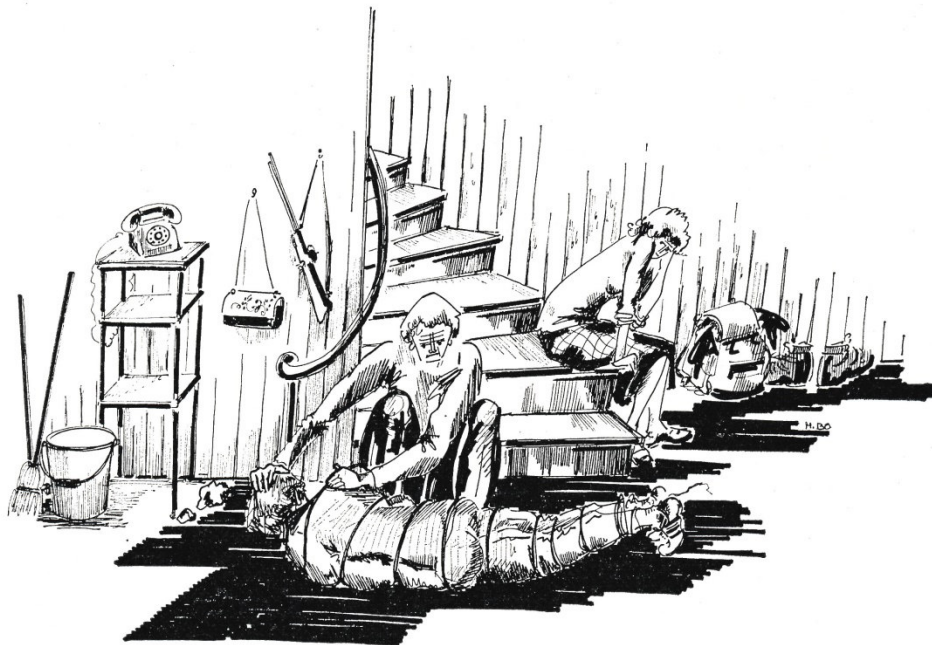
Das Mädchen in seiner entsetzlichen Angst, vom Schreck noch starr, schaute mit weitaufgerissenen Augen in das höhnische Grinsen, sah, dass er mit zusammengebissenen Zähnen sprach und kaum die Lippen bewegte und vernahm doch deutlich die Worte: «Wir lassen nicht gern Tote zurück, wenn es sich vermeiden lässt, besonders nicht hier in der Schweiz, wo man wegen jeder Leiche ein Geschrei macht. Sie werden still sitzen, wenn ich ans Fenster gehe, nicht einen Finger rühren.»

Diese Warnung war nicht nötig. Mariann, wie gelähmt, keiner Bewegung fähig, fühlte nur ihr Herz in rasend raschen Schlägen pochen. Er kam vom Fenster zurück und setzte sich auf die zweitunterste Stufe der Treppe: «Von hier kann ich Sie gut im Schach halten und sitze recht bequem. Sagen Sie mir jetzt, hat mich der Major in der Lindenbucht bei der Polizei verpiffen?»

Endlich konnte das Mädchen seinen Mund öffnen: «Davon weiss ich nichts. Ich war ja schon fort, da der Herr aus Ägypten zurückkam.» «Keine Ausflüchte», zischte er, «ich weiss, dass Sie von Ruth ständig orientiert wurden.» Mariann, vom Revolver und dem breiten Gesicht angestarrt, sagte zögernd: «Wir haben nicht davon gesprochen.» «Und geschrieben?» fragte er. «Wir haben von anderem geschrieben», stammelte das

entsetzte Mädchen. «Keine Ausreden», herrschte er es an, «ich weiss, man hat Ihnen alles erzählt. Ich war noch einmal in der Lindenbucht, nachdem der Herr Major wieder verreist war, habe eine Woche in Raphaels Zimmer mit ihm zusammen gelebt, bei halber Kost. Ich habe Ihre Antworten auf Ruths Briefe gefunden und darin auch die Beschreibung dieses Hauses. Also jetzt heraus mit der Sprache, zwar mit Tempo!»

ckenärmel glitt ein schmales, schwarzes Ding in seine Hand, eine Klinge sprang hervor und während sie im Licht der Lampe glitzte, sprach er, jedes Wort hämisch dehnend: «Sie ist fein geschliffen. Drei Centimeter über der Ferse ein Schnitt, blitzschnell, dann können Sie nicht mehr umherspringen, kann ich ruhig von Fenster zu Fenster gehen und Ausschau halten. Es blutet nicht lange, wenn ich nicht zufällig eine Ader erwische.»



Dann will er ihm noch das Maul verstopfen.

«Ich weiss nur, dass von Terroristen gesprochen wurde und dass Raphael von ihnen eingefangen worden ist.» Seine Augen waren nur noch durch einen schmalen Schlitz zu sehen. «Sie wollen also nicht sprechen, schönes Fräulein. Ich kann Ihnen Ihre Schönheit mit einer einzigen Bewegung für immer vernichten. Ich kann Sie aber auch auf eine andere Tour zwingen. Da oben im Zimmer liegt Ihr Freund. Nach meiner Berechnung wird er noch einige Stunden bewegungslos liegen bleiben. Ich kann aber auch hinauf gehen, dann hören Sie einen Knall und Ihr Bräutigam hat seinen letzten Atemzug getan. Sein Leben ist ausgeblasen. Keine Bewegung, bitte! Ich kann Sie auch mit andern Mitteln stillhalten. Wir pflegen in solchen Fällen, und damit uns nicht auf der Spur gefolgt werden kann, die Fesseln zu durchschneiden. Das ist mein Messer.» Aus seinem Ja-

Sergius lehnte sich siegesbewusst zurück, lachte, neigte sich vor, um sich zu erheben, da traf ihn der Schlag von oben, ein schwerer Stein fiel ihm in den Nacken, und sekunden-schnell darnach stürzte sich kopf- voran Zeno auf ihn, ein Schuss löste sich aus dem Revolver. Gleichzeitig traf ihn Zenos Faust mitten ins Gesicht. Ein zweiter, ein dritter Schlag, bevor sich Sergius erholen konnte. Das Messer flog in die Ecke, der Revolver rutschte über den Boden, dann traf ihn ein Schlag von Zenos Handkante am Hals und der Widerstand erlosch. Wie leblos lag der Arm und die Hand auf dem Boden. Keuchend und nach Atem ringend, erhob sich Zeno, suchte am Treppengeländer Halt: «Geh, draussen hängt mein Gletscherseil, wir wollen ihn bündeln.»

Und da das Mädchen zitternd zurückkam, sagte er: «Siehst du, manchmal ist es doch gut, wenn man sich im Nahkampf ausbildet.

Aber jetzt musst du mir helfen. Mir wird sterbensschlecht!»

Schwankend ging er auf die Türe zu. «Ich muss schlafen!» Mariann sprang auf ihn zu. «Geh nicht hinaus, bitte, ich bitte dich. Ich hole dir eine Matratze und Kissen. Ich kann nicht allein hier bleiben, bei diesem Raubtier. Ich rufe die Polizei!» Sergius hatte versäumt, den Telefonapparat ausser Betrieb zu

geschwollen mit den Fotos vergleichen. Einen üblen Burschen hast du dir da in die Ferien mitgenommen, Mariann, in Frankreich, in Österreich und Deutschland schon lange gesucht, aus dem Gefängnis in Spanien entflücht und bei Bombenanschlägen dabei, so etwas wie der Chef einer Bande. Sergius sagst du, das ist einer seiner vielen Namen.» «So, angepackt, Kameraden! Für den holen wir nicht die Bahre. Und du, Mariann, kommst mit!»

«Nein, ich bleibe da!» entgegnete das Mädchen resolut, «Zeno ist krank, der Russe



«Geh nicht hinaus, ich bitte dich! Ich kann nicht allein hier bleiben.»

setzen.

Die Polizei kam erstaunlich rasch mit ihrem breiten Geländewagen, drei Mann hoch, konnte aber nicht bis zur Waldhütte hinauffahren. Die Männer in Uniform nahmen das kurze, steile Stück im Sturmschritt. Sie fanden Zeno in tiefen Schlaf versunken und den Verschnürten fluchend und jammernd, er sei am Ersticken. «Nein, nein, das wäre zu früh», meinte der grosse Schlanke, der sich über ihn beugte, «zuerst müssen wir noch allerhand aus dir und deinem Gedächtnis herausholen. Dann schlossen sich die Handschellen um seine Gelenke. «Hat einen zünftigen Schlag aufs Maul bekommen. Hatte er vorher noch alle Zähne?» fragte der Wachtmeister, «macht nichts, wir können ihn auch

hat ihm eine Spritze verpasst.» «Ist auch recht», meinte der Wachtmeister, «dann erzählst du mir hier die Geschichte. Ich muss ohnehin seine Effekten zusammensuchen und alle seine Verstecke aufspüren. So, los mit dem Vogel! So viel ich weiss, ist er kein Russe. Aber das wird sich alles erweisen. Haut jetzt ab und gut einsperren! Ich werde dann telefonieren, wenn ich so weit bin.» Die beiden Polizisten hoben ihn unsanft vom Boden auf und schleppten ihn aus dem Hause. Dann begann das Verhör. Wohl eine Stunde darnach die Suche nach seinen Kleidern und Waffen und nach dem Einschussloch der Revolverkugel.

Der Wachtmeister bekam auch einen kräftigen Trunk und feingeschnittenes Dörr-

fleisch aufgetischt. Kein Umherlaufen, kein Gepolter, nicht die Strahlen der Abendsonne, nicht einmal der Duft des Enzian, der aus dem heissen Kaffee aufstieg, vermochte Zenos tiefen Schlaf zu stören und ihn aus seiner Bewusstlosigkeit aufzuscheuchen.

«Wenn er erwacht und übel dran ist, dann holen wir ihn», sagte der Wachtmeister beim Abschied, hielt lange Marianns Hand in der seinen. «Danke, du bist eine tapfere Tochter, Mariann. Du hast uns viel geholfen. Halb Europa fahndet seit Monaten nach diesem gefährlichen Terroristen.»

Und da das Mädchen endlich mit ihrem Freund allein war, kniete es neben der Matratze auf den Boden, beugte sich über den Schlafenden und flüsterte: «Zeno, mein Lieber, hörst du mich? Macht nichts! Ich kann auch so mit dir reden. Du hast mich aus der Todesangst genommen und mir mein Leben wieder gegeben, du lieber, einziger Schatz! Ich will dir bei allen Heiligen versprechen. Nie mehr werde ich dir davonlaufen. Immer will ich bei dir bleiben, mein ganzes Leben lang und nichts soll uns trennen, was auch kommen mag.» Dann bedeckte es Zenos Augen, Wangen, seinen Mund mit Küssen und immer wieder, bis die Lider sich öffneten und die müden Augen das Bild des nahen Mädchengesichts aufnahmen, verschwommen zuerst, dann voller Staunen.

Um dem Lebensglück das Grab zu schaufeln

Die Zeitungen berichteten kein Wort von dieser Verhaftung. Aber im Tal wurde allerdhand gemunkelt. Da Zeno wieder einmal von der Waldhütte zurückkam, fand er daheim einen Brief von einer zügigen Frauenschrift an ihn adressiert. Verwundert öffnete er den Umschlag und las: «Wenn Sie in den nächsten Tagen Zeit finden zu einem kurzen Besuch bei mir, würde mich das sehr freuen. Ich möchte gerne im Vertrauen mit Ihnen sprechen.»

«Jetzt will sie die Waldhütte verkaufen», murmelte Zeno halblaut, «ich begreife das nach diesem Rummel. Ich brauche sie nicht mehr. Ich bin mit meiner Arbeit soweit am End.» Die Neugier und die Dringlichkeit des Schreibens liessen ihm keine Ruhe. Noch am selben Abend rief er im Haus am Geissweg an.

Anderntags schlüpfte Zeno in die hellbraunen Hosen, die seine Schwester immer mit tadellosen Bügelfalten versah und in ein Seidenhemd, in die dunkelblaue Jacke mit den Metallknöpfen, kämmte seine verstrubbelten Haare und fuhr auf Vaters Töffli über den Hügel.

Im Haus am Geissweg, in der grossen Stube auf dem Nussbaumtisch standen schon hübsch verzierte Tassen, eine Kaffeekanne, ein Aschenbecher, Teller mit Kuchen und Gebäck. Nach der Begrüssung und vielen charmanten Worten begann Frau Veronika in ernstem Ton zu sprechen: «Ihr Herr Vater ist kürzlich abends zu mir gekommen, hat mir ein Anliegen vorgetragen, das ihn sehr bedrückt.» Der junge Mann hörte mit gerunzelter Stirne zu. «Ich habe mir dies durch den Kopf gehen lassen und bin zur Ansicht gekommen, Sie wissen nicht, wen Sie an der Hand haben. Mariann war lange Zeit bei mir, schon als Schulmädchen ist sie hier ein- und ausgegangen, wie zuhause. Und dann die Jahre, die sie mir den Haushalt geführt hat. In so enger Beziehung lernt man einen Menschen bis auf den Grund kennen. Am liebsten würde ich sie wieder bei mir haben und so lange, wie irgend nur möglich. Aber das ist nicht ihr Beruf. Sie wird einmal eine liebe Frau und Mutter werden und darüber hinaus noch aller Welt helfen.»

«Frau Veronika», unterbrach Zeno diese überlegt und ruhig ausgesprochenen Worte, «auch ich möchte dies von ganzem Herzen wünschen, mit Mariann in engster Beziehung zusammensein so lange wie irgend nur möglich.» Da legte die Frau ihre Hand auf Zenos Arm und sagte bestimmt: «Dann machen Sie bitte keine Dummheiten! Ihr Vater hat mir von Ihren Plänen erzählt, wenn Sie an diesen festhalten, müssen Sie in Kauf nehmen, dass Ihnen Mariann entgleitet. Ich würde ein Mädchen verstehen, das vor solchen Verrücktheiten davonspringt. Sagen Sie mir offen. Brauchen Sie Geld? Eine Aussteuer kostet nicht alle Welt. Ihr Studium wird noch ein Jahr in Anspruch nehmen, dann sind Sie Bergbau-Ingenieur. Ich habe Vertrauen in Sie. Eine Studentenehe ist heutigentags nicht Ungewöhnliches.»

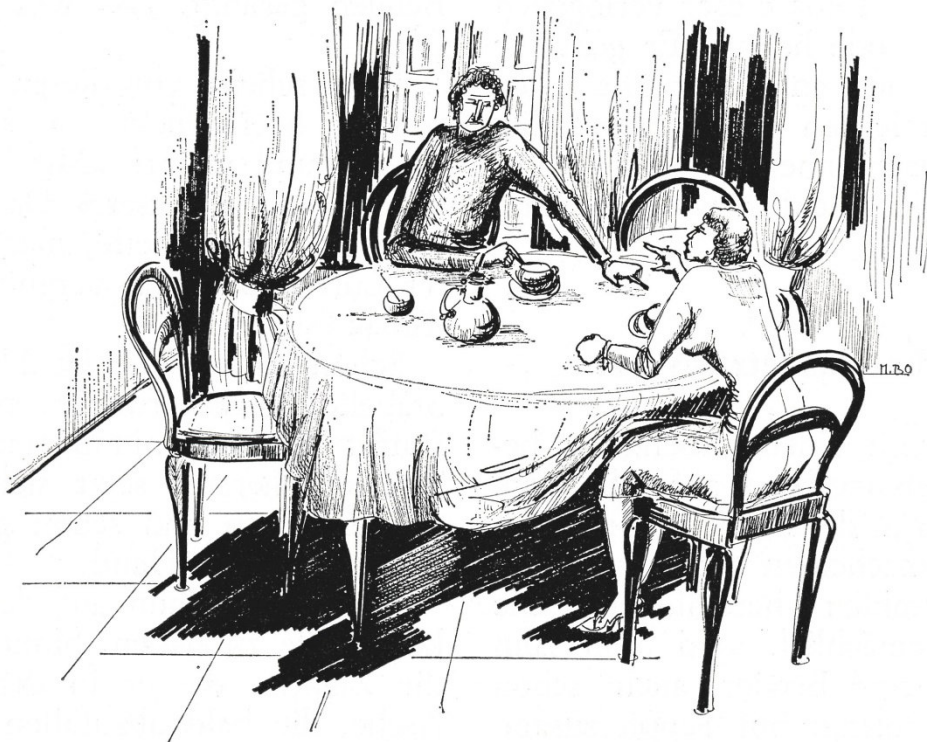
Der junge Mann fuhr mit dem Zeigfinger den Mustern der weissen Tischdecke nach. Die Frau liess ihm ruhig Zeit zu überlegen.

Er schaute auf mit einer grimmigen Entschlossenheit in den Zügen und sprach: «Ich danke Ihnen von Herzen, Frau Veronika, ich weiss Ihre Güte zu schätzen. Aber ich will mir in kurzer Zeit meine Unabhängigkeit verdienen.»

«Unabhängig, unabhängig», höhnte die Frau, der eine Röte in die Wangen stieg, «wir sind immer abhängig, vom Schicksal, von guten Menschen, von Gottes Huld! Wegen

nen. «Ich will und kann ihm nicht länger zur Last sein.»

«Mit Ihrem Edelmut schaufeln Sie Ihrem Lebensglück das Grab», beschwor ihn Frau Veronika erbost. «Eh nun, Sie sind nicht der erste Starrkopf, der an diesem Tisch sass und dann ins Unglück rannte. Bitte, richten Sie Ihrem Herrn Vater einen schönen Gruss aus. Sagen Sie ihm, ich hätte das Menschenmögliche versucht, und ich bemitleide ihn.» Frau



«Herr Zeno, Sie sind ein Narr!» sagte Frau Veronika zornig.

diesem verlockenden und verlogenen Wort wollen Sie Mariann verlieren. Ich sage Ihnen, Sie werden die halbe Welt durchreisen, ennet Meer und Bergen suchen müssen, bis Sie wieder ein solches Mädchen finden. Herr Zeno, gestatten Sie mir diesen einzig treffenden Ausdruck, Sie sind ein Narr!»

Der junge Mann, über die Heftigkeit der guten Frau erschrocken, suchte sich zu verteidigen. Sprach von seiner Schwester Martha, die nicht immer Magd und Pflegerin bleiben möchte, von Ruedi, der schon bald die Matura bestehen werde. Seitdem die Mutter krank geworden sei, schreibe der Vater bis tief in die Nacht hinein, um mit seinen Zeitungsartikeln etwas Geld zu verdie-

Veronika erhob sich, als ob sie das Gespräch rasch beenden wollte. Hastig nach der halbvollen Kaffeetasse greifend und sie austrinkend, verabschiedete sich Zeno, hätte sich noch bald verschluckt und stammelte hastend Dankesworte.

Zwei Wochen später, harte Wochen für Zeno, der in verbissener Wut seine Arbeit in die kürzeste Frist hineinpfuschen wollte, in dem schnittigen, senfgelben Wagen ihres Vaters, kam Ruth ins Tal gebraust. Sie fuhr den schmalen Bergweg hinauf, hopperte über die Steine bis zur ebenen Matte, sprang aus dem Wagen und zwischen Blumen und Sauerampfer auf das niedere Haus zu, rief schon vom Brüggli aus nach Mariann, stürmte in

die Stube und fiel ihrer Freundin um den Hals, eine Begrüssung nach Pariser Art.

Dann sprudelte sie los: «Ich muss nicht ins Kloster! Ich habe doch hoch und heilig versprochen, ins Kloster zu gehen, in einen ganz strengen Orden, wenn es mit Raphael nicht besser wird. Nun hat ihn die Polizei geholt und verhört, hat ihn wie eine Senftube ausgequetscht. Sie haben inzwischen in Zürich noch zwei erwischt. Dort bei der Polizei hat dann Raphael die Wahrheit erfahren, an Hand von Protokollen und Beweisen haben sie ihm dargelegt, dass diese Terroristen den Staat zerstören und die Revolution vorbereiten wollten. Meinem Bruder hat Sergius immer von seinen Idealen gesprochen, vom Kampf für die Dritte Welt! Die Tatsachen haben Raphael nun die Augen geöffnet. Er hat den Vater um Verzeihung gebeten. Er will aus dieser verlogenen und verdorbenen Bande heraus. Er geht für ein Jahr nach Kanada an die frische Luft, will dort englisch lernen und weiterstudieren, den Elchen nachrennen und Bären aufspüren. Und ich bin glücklich wie eine Ente auf ihren Eiern.»

Der Vater hat das letzte Wort

Nun ist noch von einem Abend zu berichten, einem Sommerabend auf Obtossen. Die Fliegen tanzen in der Stube herum, klettern an den Fensterscheiben hoch, durch die goldige Sonnenstrahlen hereinfallen. Die Kühe stampfen gemächlich vom Stall zum Brunnen. Der jüngste Bruder, auch schon grösser geworden, bringt mit Seppli zusammen die Milch ans Seilbähnli. Zwei Flaschen guten Weines stehen auf dem Tisch, die Zeno in seinem Rucksack gebracht hat, die eine davon schon ohne Zapfen. Gläser werden mit einem weissen Tuch ausgewischt. Mariann bringt Käs und Brot herein. Die Mutter stopft einen Strumpf und plaudert mit Zeno, der breit und gemütlich hinter dem Tisch sitzt, die Ellbogen aufgestützt, den Rauch einer schwarzen Zigarre bedacht in die Luft blasend.

Der Vater kommt herein im Melkhemd und den Gadenhosen. Seine Holzschuhe dröhnen auf dem Boden. Er schnuppert den feinen Rauch und wühlt in seinen Hosentaschen nach Pfeife und Tabak. Er merkt, dass etwas Besonderes, etwas Feierliches in der Luft liegt und tut so, als seien die Weinfla-

schen das Selbstverständliche und Gewöhnliche, der Teller mit Käs zu dieser ungewohnten Zeit nicht beachtenswert. Er setzt sich oben an den Tisch, lässt sich einschenken. Auch die Mutter hat sich ein halbes Glas einfüllen lassen. Die vier Gläser klingen beim Anstossen. Vater Peter schnuppert und trinkt, lässt den guten Trunk über die Zunge rollen, nickt und nimmt noch einen kräftigen Schluck, schüttelt bedächtig den Kopf und meint: «Nicht schlecht!»

Mutter Barbara wird ungeduldig: «Sehr gut finde ich diesen Wein, köstlich! Zeno hat ihn spendiert. Er hat heute seine Arbeit abgeschlossen und an die Universität nach Belgien gesandt. Das will er jetzt mit uns feiern.»

Peter scheint von diesen Worten nicht besonders beeindruckt zu sein, ergreift das Messer und meint: «Mit einem Bissen Käs wird er noch besser.» Dann stopft er umständlich seine Pfeife, macht mit dem Gusler Luft und schaut vergnüglich zu, wie der Tabak Glut fasst.

Schon eine Weile ist Mariann auf seiner Stabelle herumgerutscht, nun geht es zum Buffet hinüber, nimmt ein feines, weisses Tüchlein heraus, setzt sich wieder wortlos an den Tisch und schon glitzert die Nadel in seiner flinken Hand.

Der junge Mann auf dem Bänkli scheint keine Eile zu haben. Sinnend schaut er auf die Zigarre, die er in der Hand hält, die Asche, die bald abzufallen droht. Er kennt Peters Art, weiss, wie er allzeit die Gemütsruhe zu bewahren weiss. Nun aber möchte er doch langsam auf seine Anliegen zu sprechen kommen, nicht gerade mit der Türe ins Haus fallen, aber doch ein Gespräch in Gang bringen. Er ergreift die Flasche, schenkt ein, achtet nicht auf das Abwehren der Mutter, füllt die Gläser und gibt Mariann einen Wink, es soll auch die zweite Flasche öffnen.

Das ist nun doch merkwürdig. Der sonst immer beredte Zeno, dem es leicht fällt, aus dem Stegreif eine Rede zu halten, der mit seinem munteren Erzählen eine ganze Runde in Bann halten kann, sucht nach Worten und weiss nicht, wie er beginnen soll. Das Mädchen, voll Eifer mit seiner Stickerei beschäftigt, als gälte es, noch diesen Abend rundum zu kommen, hilft ihm mit keinem Wort und keinem Blick.

Irgendwie muss er doch das Schweigen brechen und beginnt: «Wenn nun diese Arbeit von meinen Professoren gut aufgenommen wird, ist mein Studium soweit gelungen, dass ich einen Urlaub antreten kann, unbestimmt. Ich kann jederzeit abschliessen. Vorher aber möchte ich noch ein Praktikum machen. Ich habe mit einer Firma einen Vertrag abgeschlossen für fünf Jahre, mit einem Gehalt, wie ich es hier in der Schweiz nicht zur Hälfte bekommen könnte.» «Du willst also fort?» juckt die Mutter auf. «Ja», sagt Zeno ernst, «weit fort. Und da möchte ich Euch jetzt fragen, ob ich Mariann mitnehmen, als meine angetraute Frau mitnehmen kann.» «Wohin», fragt die Mutter. «Über den Berg und das Meer», fährt Zeno fort, «erschreckt nicht zu sehr. Auch dort leben Menschen, scheint die Sonne und spielen Kinder im Sand, nach Afrika!»

Dem guten Vater Peter ist noch nicht oft geschehen, dass ihm die Pfeife auf den Tisch fiel und der Mutter, dass ihr der Strumpf mit samt der Kugel aus der Hand rutscht. «Nie und nimmer», schreit die Frau auf. Der Vater streicht die verstreute Asche auf dem Tisch zusammen, kann den Schreck damit abkühlen und sagt: «Paris oder London, wenn es zur Weihnacht nicht heimkommen kann, ist alles gleich weit entfernt. Aber Afrika, das ist mir schon zu weit und zu gefährlich.»

Die Mutter kann sich nicht mehr halten. Sie steht auf, stemmt eine Faust auf den Tisch, beugt sich hinüber, schaut Zeno in die Augen und sagt resolut: «Schlag dir das Afrika aus dem Kopf. Du kennst doch diesen Hexenkessel. Alle Zeitungen sind täglich davon voll. Die Revolutionen, die Kriege, die Massaker. Wenn du unbedingt hingehen willst, dann geh allein! Die Mariann bleibt da!»

Mit Vergnügen sieht Peter, wie seine Frau in Hitze gerät, will eher ein wenig dämpfen und meint: «Nähme mich wunder zu erfahren, was Mariann dazu sagen will!»

«Hilf ihm jetzt auch noch», ruft die Mutter erbost, und zu ihrer Tochter gewandt: «Sag ihm, du bleibst da!» Das Mädchen, mit hochroten Wangen, schaut nicht von seinem weissen Tüchlein auf. Schon will Zeno das Wort ergreifen, hört er, wie der Vater zu reden beginnt: «Ob es von den Tigern gefressen und von den Schlangen erwürgt werden

will, soll es uns jetzt sagen. Schliesslich muss es dort um sein Leben kämpfen. So red jetzt!»

Mit leichter Hand wirft Mariann seine Stickers auf den Tisch und sagt: «Ob ich dort in grössere Gefahr komme als wie in der Waldhütte, hier mitten in der friedlichen Schweiz, das weiss nur Gott allein. Ich gehe mit ihm bis ans End der Welt! Mutter, fünf Jahre sind schnell vorbei, dann kommen wir zurück, einen kleinen Zeno an der Hand, ein Bärbili auf dem Arm und einen Peterli, dann kannst du Grossmutter sein, eigene Grosskinder baden, wickeln und ihnen Märchen erzählen, herrliche Geschichten, so wie du uns, wenn der Blitz aus den Wolken fuhr und der Donner grollte, Märchen erzählt hast und alte Sagen, bis wir den Donner nicht mehr hörten und der Schlaf uns selig machte.»

Nun beginnt Zeno von seiner Arbeit in dem heissen Land zu berichten. «Die Vertragsfirma besorgt uns alles. Wir können das Haus meines Vorgängers beziehen. Was wir mitnehmen müssen, hat in einem Koffer Platz. Wäsche und Geschirr, alles ist da. Meine Firma bezahlt die Reise und auch die Flüge in den Urlaub. Auf Halbzeit, Mutter, kommen wir für zwei Monate hierher. Das Gehalt wird auf eine Schweizer Bank bezahlt, davon können wir abheben, was wir brauchen. Wenn wir die fünf Jahre überstanden haben, ist unser Vermögen schon gut gepolstert.»

Ob Mutters glühende Wangen vom Schreck oder vom guten Wein gerötet sind, Zeno ergreift die Flasche und schenkt ihr wieder ein. Unwillig erhebt sich die Mutter. Sie schreitet auf die Türe zu, hält inne und schaut zurück. Mitten in der Stube stehend, schimpft sie: «Aus dem Haus jagen sollte man dich! Unsereins hat zuerst etwas verdient und gespart. Ihr wollts jetzt umgekehrt machen. Aber wenn es nun so geschehen soll, und der Vater nicht die Kraft hat, sich dagegen zu wehren, dann soll dieser Abend nicht nur bei Käs und hartem Brot zur Nacht werden. Mariann, komm hilf mir, etwas Rechtes auf den Tisch zu bringen!»

Was die beiden Frauen in der Küche ausgefechten, ist nicht für fremde Ohren bestimmt. In der Stube steckt Peter wieder und wieder seine Pfeife in Brand. Zeno findet

immer leichter schöne Worte, um den Vater zu beschwichtigen, rutscht immer näher zu ihm und hört, wie er vor sich her murmelt: «Ja, schon oft habe ich gesagt, wenn man jung ist, soll man etwas wagen. Aber eben, wenn es dann an das Eigene geht, ins eigene Fleisch schneidet, helfen schöne Worte nicht mehr viel. Wie hat Barbara gejammert und die Hände verworfen, da Mariann nach Paris fahren wollte. Und wie ist es heimgekommen? Eine Freude und ein Glück für uns jeden Tag! Zeno, bring es uns wieder gut heim.»

E n d e

Beggeriäd

Zuechebuscheled a See,
g'streichled vo me Windli,
chaisch das Dorf im Summer gseh,
g'hätschled wiä-n-es Chindli.
Und drob uif i Liächd und Schatte
Huis und Baim i griäne Matte.

Wiit us fremde Länder har
chemid Liit da zueche,
chenid reise Jahr um Jahr,
ebbis Scheeners z'sueche.
Giängid si es ganzes Läbe,
liäfid, suechtid si vergäbe.

Nid nur wäg um hibsche-n-Ort,
wäg um chenne gesunde,
chemid's a das Sunneport.
Nei, si hend ai gfunde,
d'Liit sind frindlich zum Verstuine
und schiär eister gueter Luine.

J.v.M.

Nidwaldner Kalender 1980, S. 84

E niuwe Tag

Es geistered e niuwe Tag
dri obe-n-i dr Heechi,
wo glii scho dure Näbel mag,
durab i iisi Neechi.

Etz uif und flingg as Pfeister stah,
de chaisch das Wunder gschaije.
De Zagge-n-und de Firne nah
isch scho dr Himmel blaije.

Dä Tag, wo etze uiferstahd,
was will er ebbe bringe,
wo d'Fiisteri dr hinne lahd
und d'Amsle lahd la singe.

E Freid, das heiter Liichte z'gseh,
am Bärg das goldig Fiire,
bi jedum Schnuif und eister meh
das Glick vom Läbe z'gspiire.

J.v.M.

Nidwaldner Kalender 1980, S. 92



Mid demm isch nid vill gwunne

Im Hans sii Frai isch nid e feissi,
 si choched gruisig gäre spitz.
 Und d'Suppe bringd si sälte heissi,
 si spaard am Fiir und a dr Hitz.

E Batze z'gäh, das tued si riije
 und Trinkgäld gid si niä e keis.
 Bi jedum Franke tued sie schriije,
 es Neetli bringd si us em Gleis.

Si hed e spitzi, langi Nase,
 es Chnochegstele wiä-n-es Schiit.
 E jede Sturm chennt si verblase,
 verträge sibe Chlafter wiit.

Am Sunntig hed dr Hund e Chnoche
 und ai dr Brate gleitig gnu.
 Si hed grad welle afe choche,
 bigoschd, si gsehd dä Chätzer nu.

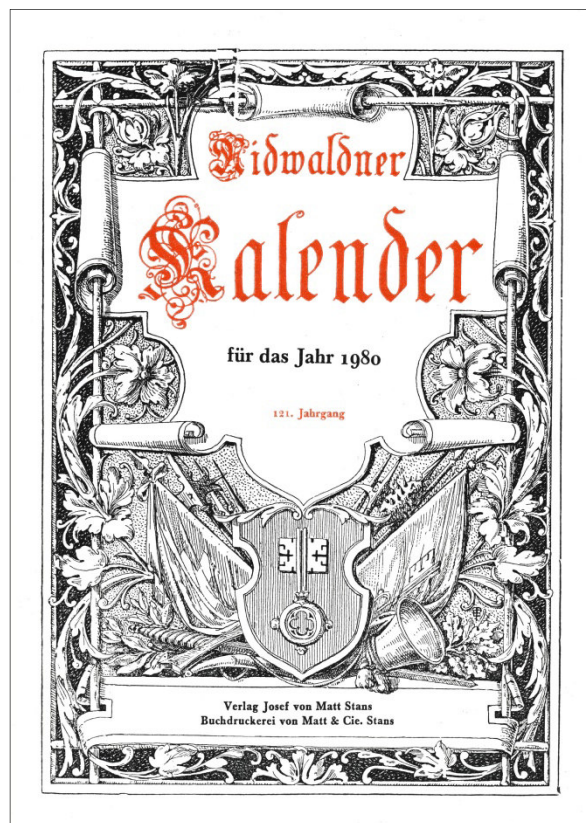
E Schrei, e Gump zur Tire-n-uisse,
 im Gade zue, am Mist verbii.
 Sie will dem Hundli nachesuisse
 und lueg, bimeich, si hätt e glii.

Äh je, etz tued si nu ertschlipfe
 und ghiid dr ganze Lengi nah.
 Si tued dr Chopf a Bode tipfe,
 am spitze Stei nu Zähnd verschlah.

Verbii isch mid um giizig chratze
 und rundi Fränkli zäme näh.
 Si muess etz vill vo ihrne Batze
 im Zahnarzt und im Tokter gäh.

J.v.M.

Nidwaldner Kalender 1980, S. 101



Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

1931	1	Wilde Wasser		1964	34	Die beiden Schwestern
1932	2	Harter Winter – Goldiger Frühling		1965	35	Am alten Pilgerweg
1933	3	Liebe und Geld		1966	36	Der Baumeister Christian
1934	4	Der Balz auf Sonnenberg		1967	37	Im Haus zum goldigen Ring
1935	5	Der Schützenbecher		1968	38	Heimat
1936	6	Der Sattler-Hans		1969	39	Ein Schleier aus Frankreich
		Auslandbesuch auf der Alp <small>Erzählung</small>		1970	40	Im Doktorhaus am See
1937	7	Falsch und echt				
1938	8	Viel Wein und viel Liebe		1971	41	Die Quelle
1939	9	Der Geiz-Michel		1972	42	Der neue Bäcker
1940	10	Marie-Theres		1973	43	Die alte Uhr
				1974	44	Vertrauen
1941	11	Treue (Franzosenüberfall 1798)		1975	45	Der silberne Petrus
1942	12	Schlipfli-Vrenili		1976	46	Die Apotheke zum goldenen Hahn
1943	13	In der Fluh		1977	47	Der schwarze Onkel
1944	14	Wider Hass und Streit		1978	48	Das Licht auf der Brücke
1945	15	Der Waisenhausbub		1979	49	Der Blick aus dem Fenster
1946	16	Seines Glückes Schmied		1980	50	In die weite Welt
1947	17	Unter der schwarzen Fluh				
1948	18	Im Seewind		1981	51	Fernweh
1949	19	Der Knecht vom Hochtal		1982	52	Und wieder blüht der Feuerbusch
1950	20	Der Griesli-Lenz		1983	53	Der Gewalt entronnen
				1984	54	Warten auf den schönen Tag
1951	21	Der Heidenturm im Bühl		1985	55	Tapfer unter trübem Himmel
1952	22	Die Liebe geht über die Brücke		1986	56	Die Hochzeit in der Schlosskapelle
1953	23	Beim Pfarrer im Ribimoos				
1954	24	Das Lied der Heimat		1987		2 Kurzgeschichten: Ich habe einmal in die Ewigkeit hineingesehen
1955	25	Der Ring mit dem roten Stein				
1956	26	Das Grab im Wald				
1957	27	Der Stampfer				
1958	28	Monika				
1959	29	Aus der Kraft der Ahnen				
1960	30	Der Ürte-Vogt		1990		Das Pestloch entstanden 1952 auch in «Josef von Matt erzählt», 1989
1961	31	Der Spekulant				
1962	32	Arzt und Menschenfreund				
1963	33	Im Steinhaus am Mühlebach				
		Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013				
		Publikation in Zusammenhang mit dem Schreib-				
		wettbewerb für Kalendergeschichten				
		Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender –				
		Verlag Bücher von Matt				